



Content.

Nun politisch Klüningeln
 Entwurf eines pragmatischen
 Gesetzes von der Moral =
 erwidern zu seinen Anst
 der deutschen Nationalgeist
 und der politischen Klüning-
 Anst. v. G. 1766.
 Supplement d. d. Anst. v. G.
 G. 1767.

Ein Censur von dem Anstalt
von 1766. in der
Göttinger gelehrten An-
zeiger 1767. No 1. p. 8. all-
er, eben billig, demnach
es mir in der Anstalt
Gemeinschaft zu geschehen, oder
dunkelheit, dergestalt
wird.

1

NEUE
POLITISCHE
KLEINIGKEITEN.



Joh. Theoph. Hoefel sr.

Frankfurt am Main,

bei Franz Varrentrapp,

M D C C L X V I I.

Inhalt.

I. Deutsche Gedanken.

*II. Anmerkungen über die Blätter eines
Ungenannten vom deutschen National-
Geist.*

*III. Anfang zu einer Philosophie der Ca-
mercialwissenschaft.*

IV. Vermischte Anmerkungen.

1841

1842

1843

1844

1845

1846

1847

TEUTSCHE GEDANKEN.



- - - *stultum est, cum tot ubique*

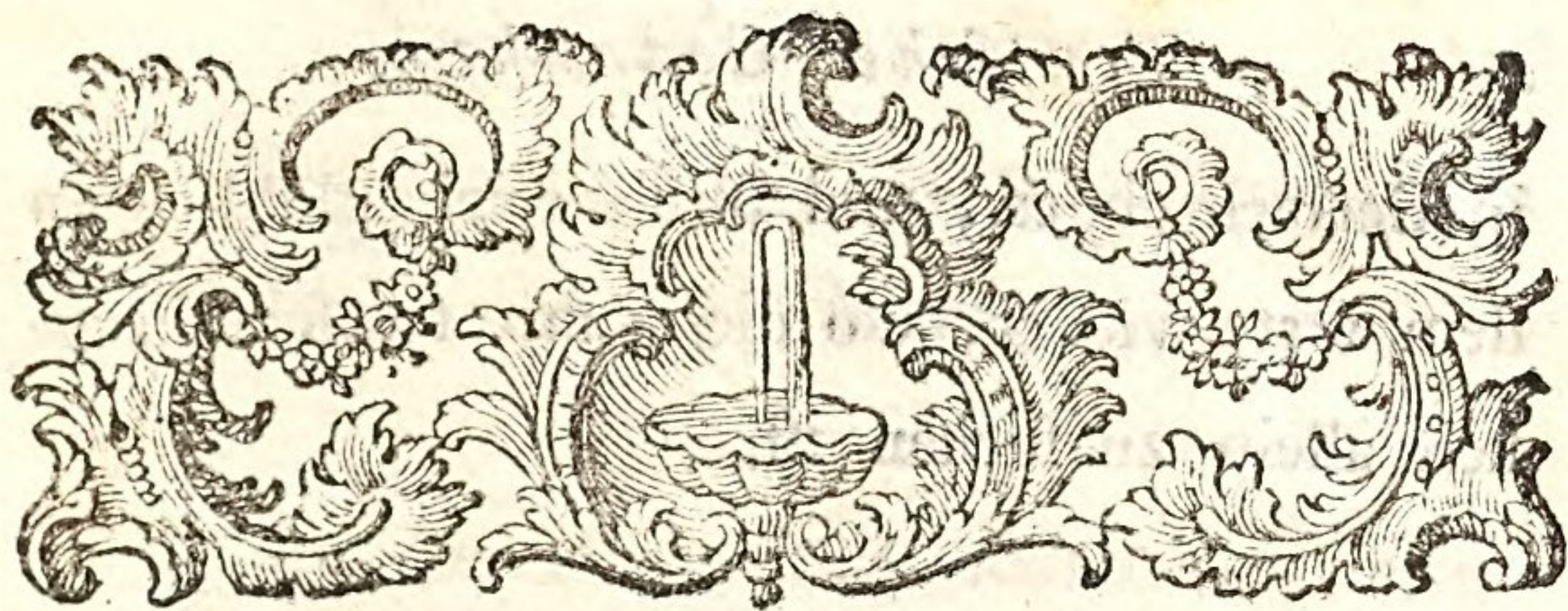
Vatibus occurras, periturae parcere chartae.

THE TEST

GOD VANCE



THE TEST
GOD VANCE



TEUTSCHE GEDANKEN.

Ich stunde auf dem Gebürge Taunus, und betrachtete die untrüglichen Kennzeichen der römischen Schanze; eine Circumvallation von Waldsteinen, als hätte sie die Natur gemacht; ein Aussenwerk, und an dem senkenden Berge längs hin eine Reihe betrachtungswürdiger Grabhügel.

O, ihr unbezwungenen Teutschen, rief ich aus! Was seyd ihr ietzt? seyd ihr noch die alten freyen Teutschen? Hier verlohre ich mich

in Betrachtungen, und funde mich glücklich an dem Orte wieder, wo die wahre teutsche Freyheit allein zu suchen ist.

Die Herstellung einer rechtmässigen Kayserlichen Gewalt; die Abschaffung fremder Sitten und anderer Misbräuche; eine bessere Justiz können uns eine solche Freyheit zu wege bringen, die wir mit keiner andern zu vertauschen Ursache haben.

Eine moralische Gleichheit aller Menschen ist gewiss. Von der philosophischen Freyheit rede ich aber nicht. Von der gemeinen Freyheit des Lebens ist die Rede. Und worinn könnte solche anders bestehen, als in einer ungezwungenen Lebensart, wo jedem die eigne Auswahl der Mittel, seinen Bedürfnissen ein Genügen zu thun, verbleibet; wo jeder sich willkührlich beschæftiget; wo jeder seine natürliche Befugnisse, so wie er sie mit andern gemein hat, auch also mit andern gemein ausüben kan,
und

und wo er endlich wider alles Unrecht gesichert ist, welches ungerochen bliebe.

Ist aber im bürgerlichen Stande eine solche Freyheit möglich? Und warum nicht? Das Haupt solcher freyen Menschen ist ihr Haupt, und nicht ihr Herr; es schüzet jeden einzeln wider Unrecht, und bestimmet nur auf eine natürliche ungekünstelte Art, was bey ungleicher Ausübung gemeiner Befugnisse eine Irrung verursachen könnte.

Wer ist noch in diesem Sinne frey? ist es der Schweizer? Nein. Ist es der Bürger irgend eines andern Freystaates? Nein. Aber vorzüglich der Engelländer? Mit nichten. Zu einer solchen Freyheit gehören eigne Sitten; eine einfältige Lebensart; wenig Bedürfnisse; Kein oder wenig Handel, besonders mit Auswärtigen; keine geschriebene Gesetze, sondern Gewohnheiten.

In dem Verhältnisse, wie sich unsere Bedürf-
nisse vermehren, vermindert sich unsere Frey-
heit; wir leben gezwungener; die Geschäfte ver-
mehren sich, und damit die Handel; mit den
Händeln die Macht und das Ansehen des Haup-
tes; endlich die Gesetze, und hierzu dürfen nur
noch Formeln kommen: so ist es um die Frey-
heit geschehen, und niemand wider Unrecht
mehr gesichert.

Die Verfassungen unserer heutigen Freystaa-
ten sind gekünstelt; es fehlet an echten guten
Sitten; an der Einfalt der Lebensart, und da-
mit fehlet es zugleich allenthalben an Freyheit.
Dass dieser dort ungestraffet Ausschweifungen
begehen, und unvernünftig reden darf; hier aber
nicht: dieses macht jenen nicht frey, und die-
sen nicht zum Slaven.

Ein grundfalscher Begriff von der Frey-
heit ist es nicht minder, als wenn das freye
Volk schlechterdings die gesetzgebende Macht,
oder

oder einen Antheil daran haben müsse. Das ist und bleibt ewig wahr, wo die Rede von den ersten ursprünglichen Staaten ist; aber diese Zeiten sind nicht mehr; ein sich also auszeichnender Staat wird lächerlich, und wo ist dann der Unterschied, wenn der Tribunus plebis unrichtige Gesetze giebt, oder der Consul, der Senat? Es ist genug, wenn die Gesetzgebende Macht nur eingeschränket ist, daß sie nicht ausschweiffen könne.

Das unvernünftige Recht willkührlicher Auflagen hebet freylich alle Freyheit auf; aber es ist ein Schwerdt mit vergiftetem Griffe; das Eisen tödtet den Unterthan: der Griff die Hand, die es hält. Die Stände unsers Reiches haben diese Gewalt nicht, ob sie schon die Kayserliche Macht auch hierinnen einzuschränken gesucht haben, wo sie fast unumschränket seyn sollte, um unterdrückten Unterthanen zu helfen.

O, ruhet wohl, ihr Gebeine stolzer Römer, von Einfaltvollen Teutschen überwunden! jhr

ret niemals in dem Sinne frey, wie unfere teutsche Vorfahren. Eure entlehnte Gefäße, eure Rechtsverdrehungen, sind unverwerfliche Zeugen wider Eure Freyheit.

Die Einfalt der Lebensart unserer Vorfahren; ihre eigenthümliche Sitten, und wenige, aber eigenthümliche, Gefäße, ihr ungekünsteltes kriegerisches Wesen bestimmte ihren wahren National-Character. In Wäldern konten sie so seyn; ihre Hütten stellten keine heutige Dörfer vor, und Städte waren unbekannt. Sie waren in Völkerschaften getheilet, und dieses begünstigte ihre Freyheit ausnehmend.

Ein Volk einerley Ursprungs, von einerley Sitten und Sprache, welches sich in einem solchen Erdtheile, wie Teutschland, ausbreitet, also einen großen Körper vorstellt, ist desto freyer, in je mehrere kleinere bürgerliche Gesellschaften, oder Staaten es sich theilet. Aber diese mehrere Staaten müssen durch ein gemeinsames

alles Oberhaupt mit einander verknüpft werden. Ohne mich hier weiter bey unserer Reichsverfassung aufzuhalten, will ich die einzige kurze Anmerkung machen, daß unsere Freyheit unter dem Joche fremder Sitten, dem Mischmasche übel verstandener verworrener Rechte, dem Verfalle des Justizwesens überhaupt, den Religionsirrungen, und daher entstehenden Spaltungen im Reiche weit mehr seufze, als unter einer Landeshoheit, im wahren Verstande genommen, und als unter der zufälligen Tyranney dieses oder jenen zeitigen Regenten.

Mit Staatsfatyren, oder gar Staatspasquillen kan man wohl einen Verleger bereichern; aber diesem Unwesen nicht abhelfen. Es gehöret eine tiefere Einsicht in die Natur solcher Dinge dazu, und bloße Einfälle machen es nicht aus.

Ein Schriftsteller kan, darf, ja er muß anders denken, als der Regent und Minister, wel-

cher einen Knoten vor sich liegen hat, den er allein lösen kan, oder allein zerhauen darf. So viele gegenwärtige, oft unbegreiflich verwickelte, und einander durchkreuzende Interessen beschäftigen ihn alle Augenblicke. Der Regent und Minister bequemet sich nach den Umständen, die er vorfindet; der Schriftsteller hat mehr das Allgemeine und Mögliche, als das Wirkliche und besondere, zum Augenmerke.

Ein jeder Regent und Minister mag für den Flor der Commerzien sorgen; aber der Schriftsteller verdammet alle die Vortheile, die sich auf das Nachtheil anderer Staaten gründen. Kein Regent hat mehr Recht, für die Glückseligkeit seines Staates zu sorgen, als der andere. Was soll also daraus werden, wenn alle gleiche Anstalten machen? Dieses ist unsern Schriftstellern zu hoch; sie particularisiren also lieber, d. i. sie halten sich nur bey den Vortheilen einzelner Staaten, oder bey sonst einzeln Vorwürfen auf, als Policeymängeln, wahren oder vermeintlichen

lichen Iustizgebrechen ; nach dem allerneuesten Geschmacke sind es zusammen geraffte Anmerkungen , gute und schlechte , die man aus solchen Büchern , wie aus einem Glükstopfe , ziehet. Von den Schrifften , in welchen die Politik in ein Schulsystem gebracht worden , rede ich nicht.

Ein anders ist ein politisches system ; ein anders ein system der Politik: ein anders ein philosophisches System; ein anders ein System der Philosophie. Alle Systeme müssen philosophisch seyn : sonst taugen sie nichts.

Alles , was von den Nahrungs-Arten , der Vertheilung der Nahrung und Gewerben im Lande , der Handlung und ihren Zweigen , den Verfassungen der Staaten und wieder der Höefe , den Hoffsprachen , dem Cerimoniel , den Gesandten und ihren Rechten , schon längst bekannt war , in einer gewissen Ordnung zusammen vorzutragen , und den Namen: System , vorzusetzen , ist schon ganz gut ; aber nicht ohne einschränken-

kenden Zusatz sollte dieses heilige Wort so mißbraucht werden. Ein solches System ist nur ein Lehrsystem von der gebräuchlichen, oder usuellen Politik, welches denen nützt, welche politischen Geschäften sich widmen wollen, und von den vorhandenen Einrichtungen so wohl Begriffe haben, als die politische Sprache verstehen müssen. Das wahre System der Politik hingegen kan in Schulen nicht gelernet werden. Montesquieu ist demselben vielleicht am nächsten gewesen. Der Unterschied ist also dieser, daß jenes Lehrsystem mit dem Gedächtnisse gefaßt, dieses aber blos von einer, bis zum Genie erhöhten Vernunft begriffen werden kan. Der Unterschied ist ferner der, daß das wahre System der Politik gar auf mancherley Art abgehandelt werden kan, ohne die äußere Gestalt eines Systems zu haben. Es hat den innersten Zusammenhang aller Staaten zum Vorwurfe, und wird dabey beständig philosophiret; aber nicht, wie der Schulmann philosophirt, und wenn er nicht ein Genie ist, auch nicht anders

anders philosophiren kan; sondern wie der erfahrene Staatsmann philosophiret. Es wird mit einem Worte in diesem System der wahre Geist der Gesetze erforschet.

Ein Staatsmann muß eine platonische Republik im Kopfe haben; die Paradoxen des Bürgers von Genf müssen ihm geläufig seyn, um durch Vergleichung des Paradoxen mit dem gewöhnlichen; des Wirklichen mit dem Möglichen glücklich auf ein drittes zu fallen. Ich nehme es aber nicht in dem Verstande, als ob er den Witz des Harlequins mit dem Witze eines Voltairs, und den Witz eines Voltairs mit Heilers Füßen Iesus-Gedanken verbinden solle. Es giebt solche Schriftsteller, und glücklich ist ihr Verleger.

Die wahren Grundsätze sind, die Glückseligkeit seines Staates nicht auf das Verderben anderer zu gründen; den Eigennutz mit der Politik nicht zu vermengen. Aber die Ausübung solcher Grundsätze unterstellet, was nicht ist,
und

und nicht seyn kan. Nichts destominder bleiben sie des politischen Schriftstellers wahre Grundfæze, und der wirkende Minister muß sie vor Augen haben. Ein anders ist, nach solchen, als nach unwandelbaren Regeln handeln; ein anders, eine Rücksicht auf solche nehmen, und Anstalten und Staatsoperationen darnach maessigen.

Die teutschen Reichsstænde handeln nach einer falschen Politik. Sie vergessen die Einheit des Reiches, Unitatem Territorii. Ich werde im folgenden manches unthunliche, doch nicht unnützliche, doch nicht schlechtweg unthunliche sagen. Ich will uns unter dem Joche fremder Sitten, und einer unterdrückenden Justiz betrachten.

Ich setze vieles, als bekannt voraus, wobey ich mich also nicht aufhalten werde. Ich will die franzoesischen Sitten nicht lächerlich machen; die verschiedenen Gestalten des Stützers nicht
schil-

schildern; der Kopfputz der Damen soll der Gegenstand meines Witzes nicht seyn, und ich irre mich, oder habe voellig recht, das viele Einfälle, womit eine Gesellschaft aufgemundert werden kan, in ernsthaften Schriften keine bessere Figur machen, als ein Affe in der Kirche.

Die alten Teutschen waren redlich; ungekünstelt in allem, und im Stande, wegen eines gebrochnen Wortes einen Krieg anzufangen. Eine bequemere Tracht, als die ihrige gewesen, schikte sich für Mænnen nicht, die in den Wældern leben, und wenn sie unsere Kleider gehabt hætten, würden sie die ihnen damals noethigen Harnische nicht haben tragen koennen. Diese Lebensart litte also eine nothwendige Verænderung, nachdem mit dem donnernden Geschüze eine neue Art zu kriegen aufkame, und Einöden, Wælder und Moræste in Stædte verwandelt wurden.

Eine gemæchlichere Lebensart macht die Menschen gegen einander freundlicher, und feinere Sitten

Sitten führen sich von selbst ein. Aber Falschheit darf deswegen nicht Mode werden; ein redlicher Mann muß nicht den französischen Namen: *Bon homme*, zum Spottsnamen bekommen, und ein freundlicher deutscher Gruss muß mehr gelten, als hundert französische Complimente. Man muß Falschheit nicht Politik nennen.

Indem eine bequemere Tracht zugelassen wird, werden unsere Verschwendungen damit nicht gebilligt; unser kindischer Aufputz nicht gut geheissen. Wir zeigen uns in allem weibisch, und wie unsere Damen sich schmücken, so bunt mußten sich in Athen die durch Gesetze ausgezeichnete Dirnen tragen; wie gewisse Officiers, Hofjunker und leyder! andere sich putzen, und leyder! sich putzen müssen: so putzen sich gewisse ausgezeichnete Knaben in Japan.

Einem freyen Teutschen ist nichts so unangenehm, als eine immer veränderte Tracht; nichts

nichts so unanständig, als die Geilheit des französischen Gaumens; nichts so unanständig, als die sogenannten Galanterien. Die Einfalt der Sitten unterschiede ihn von den Römern, wie die Scythen von den Griechen. Diese bleibt ein Hauptzug in seinem Character; wo Luxus ist, sehe ich keinen Teutschen mehr.

Ich weis nicht, ist es mein Einfall, oder habe ich es irgendwo gefunden, daß die Mode ein in Frankreich erfundener künstlicher Magnet sey, welcher unser Gold und Silber an sich ziehe. Wolte der Himmel, es gälte nur um Gold und Silber; aber es gilt unsere wahre Freyheit; unser Schweiß und Blut. Wir müssen solcher Possen wegen mehr arbeiten, als Natur und Vernunft von uns fordern, und auch derjenigen, für welche wir arbeiten, Gemüthsruhe leidet darunter.

Wir müssen die Sachen nunmehr nehmen, wie sie sind. Man schränke die Uppigkeit; den

so genanten Luxum ein. Solte denn nicht eine einförmige anständige teutsche Tracht für beyderley Geschlecht gefunden und eingeführet werden können? Solte denn keine Einschränkung des übrigen Häusraths, anderer Kostbarkeiten, der Pferde und Bedienten möglich seyn? Solten nicht die hohen, und überhaupt alle Spiele um Geld verbohten, und andere Arten von Unterhaltung in Gesellschaften eingeführet werden können? was zur Gewohnheit geworden, als Thee, Caffée und die Gewürze könnte nach und nach auch eine Mäßigung leiden. Man fange nur an der überflüssigen Pracht, den Kleidern, Dienern, Pferden u. s. w. an, und bestimme den Unterschied der Stände, mit Abschaffung der eingeschlichenen Misbräuche, genauer.

Der neue Adel solte nur der Person ankleben, und die Soehne ihn nur unter der Bedingung erlangen, daß sie den geistlichen, oder Soldatenstand erwählten. Wer es nun bis zum
Haupt-

Hauptmanne , oder unter den Protestanten bis zum Superintendenten gebracht hätte , könnte sich des Adels erfreuen , dahingegen ein alter von Adel , mit Beybehaltung seines Adels , ein Dorfpfarrer werden könnte. Die weder zu dem einen noch dem andern Stande tüchtige Söhne lernten ein Handwerk , und wer es dem adlichen Vater übel nähme , müste gestraffet werden. Den Töchtern bliebe ihr Adel , wenn sie an Adelige sich verheyrathen ; wollen sie keinen Bürger nehmen , müsten sie gezwungen werden , bey adlichen oder höhern Herrschaften wenigstens einige Jahre lang Cammerjungfern , Haushälterinnen , oder so genannte Guvernantinnen zu werden , oder auch öffentliche Schulmeisterinnen abzugeben ; nach Verfließung dieser Zeit möegten sie für sich leben , wenn sie die Mittel dazu haben.

Der neue Adel wäre also ein bloßer Titel , und ein jeder Landesherr könnte dessen Rang bestimmen , und z. E. einem neu Adlichen Re-

gierungs Raths-Rang beylegen; doch so, daß ein wirklicher Regierungs Rath ihm allemal vorgehe. Der erbliche Adel sollte dem alten Adel von Vernunft und Rechtswegen gleich seyn; aber auch durch keine bloße Gnade, noch weniger um Geld erlangt werden können. Eine so scharfe Uterfuchung, wie bey einer Canonisation, sollte vorhergehen, ob nemlich die Verdienste um das gemeine Wesen der Gröesse der Belohnung gleich kämen? Gleich viel aus dem alten Adel, und Bürgerstande müßten zu Commissarien erwählet werden.

Die Anzahl so vieler characterisirten Personen, die andern verdienten Männern mit ihren Titeln nur zur Last fallen, müste ansehnlich vermindert, und z. E. einen neuem Adlichen kein höherer Titel ertheilet werden, als welcher seinem Adel anklebt. Qualificirt er sich zu wirklichen Diensten: so kan er z. E. bey einem Secretariat den Regierungs Raths-Rang behalten; bey einer Rathsstelle den Rang eines, ihm

ihm sonst vorgehenden, würeklichen Regierungs-Raths erlangen, bey einer hoehern Rathsstelle hoehern Rang. Denen von altem Adel solte auch kein Titel ohne Würeklichkeit ertheilet werden, wenn solche nicht auf ihren Gütern sitzen, und durch deren gute Verwaltung dem gemeinen Wesen nicht minder dienen, auch in diesem Falle wenigstens das vierzigste Jahr erreicht haben.

Unter den Bürgerlichen solte der Unterschied gemacht werden, das nur wohlverdiente Personen die geringeren Titel, welche unterm Rathstitel sind, erhalten könten. Alle übrigen Titel von Rathstitel an solten den Aemtern unzertrennlich ankleben, und niemand einen Titel führen, welcher nicht mit einem Amte, dem er anklebt, beliehen wäre.

Alle Aemter vom Justizamt und Regierungs-Secretariat an solten adlich seyn, das ist, von jedem guten Edelmann mit Ehren bekleidet werden können. Kein bürgerlicher aber solte zu einem Se-

cretariat in Dicafterien gelangen können, ohne zuvor wenigstens zwey Jahre ein Dorfschultheiß oder Dorfgerichtschreiber, ein Amtschreiber, Stadtschreiber einer kleinen Stadt, Schulmeister, oder Advocat gewesen zu seyn, welcher, unentgeltlich und redlich gedienet hat, und die glaubwürdigsten Zeugnisse beybringen kan, über deren Inhalt jedoch die Aussteller, wo thunlich, vorher noch auf das genaueste zu vernehmen, auch Gesetze zu machen wären, daß falsche Zeugnisse in solchen, unschuldig scheinenden Fällen, mit der Straffe des Meineids belegt werden sollen. Keiner, der beym Advociren, seine Geschiklichkeit in Chicanen zeigen wollen, dürfte befoerdert werden. Keiner dürfte einen Anspruch auf eine Rathsstelle machen, der nicht vorher ein Secretariat mit Ruhme versehen hätte. Der Müßiggang ist einem Diebstale gleich, und empfindlich zu ahnden. Man arbeite, und halte andere zur Arbeit an.

Wer nun eine gewisse Zeit dem gemeinen Wesen gedienet, und genug gearbeitet hatte,
 der

der würde mit Ruhe belohnet; nicht in dem Sinne, daß man ihn abdanke, wenn er nicht selbst seinen Abschied verlange; sondern man gebe ihm Gehülfen; aber dringe ihm keine auf. Nach meinen bisher eröffneten Gedanken kan es ihm an Constitutionsmäßigen Gehülfen nicht fehlen; solchen nemlich, die nach der Verfassung sich zu der Zeit schon einfinden, da er noch keine Gehülfen brauchet. Andere kan man ihn sich selbst wählen lassen, und dieses gehöret mit zu seiner Belohnung.

Durch Aufhebung der allzugroßen und unvernünftigen Ungleichheiten unter den Menschen wird schon ein großes in Absicht auf die vernünftige Freyheit gewonnen, und der Uippigkeit zugleich, so zu sagen, der Schleichhandel gelegt. Armut und Reichthum werden versönet; Ueberhaupt aber kan nach solcher Einrichtung keine Armut, wohl verstanden, unter Personen, die sich gleich achten, oder gar unter Höhern und Niedern mehr statt finden, als sehr zufälliger Weise. Der

te Adel ist geborgen, wie die, welche in öffentlichen Aemtern stehen, nicht minder. Ihre Nachkommen beyderley Geschlechtes finden ihre Unterhaltungsmittel, nachdem von einer gewissen Art des ehrlichen Fortkommens die unvernünftig darauf gelegte Schande auf ewig weggethan wird. Da aber Fälle sich finden können, wo Reiche und verdiente Männer zu keinen ihnen anständigen Aemtern zugelingen wüßten, bleibt ihnen der Personal-Adel übrig. Da nun ein jeder Uebertreter, des Verbohtes der Schwelgerey nach den Gesetzen bestraftet wird, und solche Gesetze vorausgesetzt werden, wodurch solche personen um ihre Freyheit kommen: so hebet sich der Unterschied, welchen sonst Armut und Reichthum machen, hierdurch von selbst; indem der verarmte Schwelger in wohlverdienter Verwahrung sitzt.

Wie viel auf eine gute Einrichtung der Schulen ankomme, und daß es nicht einerley sey, ob man in Städten und Dörfern gute oder

der schlechte Prediger habe, gewiß jederman. Wie begreiflich ist nun aber nicht, daß durch Abschaffung des sogenannten Luxus eine Quelle unzähliger Anlässe allerley Irrungen und Verwirrungen, welche entweder in Rechtshandel ausbrechen, oder ein ungerochenes Unrecht nach sich ziehen, verstopfet werde; Gute Schulmeister und Prediger bereiten die Gemüther der Bürger und Unterthanen zu, daß weiße Gefäße Wurzel darin schlagen können, und wie viele Handel können sie außer dem in der Geburt ersticken? Was geht es den Richter an, wenn die streitenden Theile einig werden, ob sie dieser oder jener aus einander gesetzt habe? Nun werfe man einen Blick auf die von mir angegebene Verfassung; wie viele tüchtige Leute kommen nach solcher Einrichtung unter die Bürger und Bauren, lernen die Art, wie mit solchen Leuten umzugehen ist, kennen, sind also besser, als die größten Staats- und Rechtsgelehrte im Stande, ihnen etwas begreiflich zu machen; ununzählige

Handel zu schlichten; Ueberhaupt viel gutes zu stiften und auch sonst die fůrtreflichsten Anmerkungen zu machen, da sie gleichsam einen beständigen Umgang mit der unverfälschten Natur haben. Was wird man auch von solchen subjecten nicht in höhern Dicasterien erwarten können?

Es ist hieraus der große Nutzen mit Händen zu greiffen, welchen das gemeine Wesen zuversichtlich zu gewarten hat, wenn die Titel ohne Ämter gänzlich, oder nur mit einiger Ausnahme abgeschaffet, auch die Mittel, zu Ämtern zu gelangen, eingeschränket, und gesetzmässig bestimmet, dadurch aber Leute, die vornehme oder bemittelte Eltern, und gute Erziehung erlanget haben, in Stand gesetzt werden, mit Bürgern und Bauren umgehen, und solchen unmittelbar nützlich werden zu können. Die Beforgnis, daß sie grobe Sitten annehmen möegten, ist nicht weit her, da sie ja unter den Bauren nicht erzogen werden sollen, und mit gleichem Rechte kan man sagen

gen , daß sie weit mehr die Sitten der Bürger und Bauren verbessern würden. Gewisse sehr entbehrliche sogenannte Artigkeiten (Singeries) könnten sie wohl nützlich verlihren.

Wenn eine einfältigere , sowohl der Vernunft , als unserer Religion gemäßere Lebensart eingeführet wird , gewinnen unsere Sitten ohnedas eine andere Gestalt , und indem ich eines setze , setze ich allemal das andere auch.

Das allerbeste Rechtsbuch macht es nicht aus. Es giebt Fälle , welche schlechterdings nach Gesetzen , im eigentlichen Sinne genommen , entschieden werden müssen , und da macht es , unter gewissen Umständen , oder alles übrige gleich genommen , freylich das Gesetzbuch aus. Aber eine wahre Freyheit vorausgesetzt , sind dieses die allerwenigsten Fälle ; die allermeisten werden nach dem Rechte , im eigentlichsten Sinne , entschieden , nemlich nach dem *Jure* , *ad quod non docti , sed facti ; non instituti ,*
sed

sed imbuti sumus. Hierzu aber werden Leute erfordert, welche den Menschen mehr nach dem Umgange, als aus Büchern, kennen lernen; aber den ungekünstelten, unverstellten und möglichen natürlichen Menschen. Auf den Dörfern findet man ihn ohne Mühe, und in mehrerer Anzahl; an Hofe muß man ihn suchen. Aber wie? Aber wo? Unter denen, die auf dem Sprunge stehen, den Hof zu verlassen. In einem Sinne findet man den natürlichen Menschen überall; hier will ich aber nicht philosophiren.

Wie viele Anmerkungen lassen sich nicht bey den Thieren machen; die auf den Menschen nützlich anzuwenden; aber nicht glücklicher, als auf dem Lande zu machen sind. Auch die Thiere haben ihr Recht; auch den Thieren ist ihr Unrecht begreiflich zu machen. Ein Hund glaubt es seinem Herrn schuldig zu seyn, desselben Freund anzufallen. Kaum nimmt er wahr, wie freundlich sein Herr mit diesem Frem-

Fremden umgehet, so ist er auch freundlich gegen ihn.

Ihr jungen Edelleute, ihr Rathssoehne, ihr Soehne reicher Kaufleute, wenn ihr einige Jahre Schultheissen auf Dörfern gewesen seyd, und gelernet haben werdet, was der arme Mann ertragen, und nicht ertragen kan, werdet ihr nicht so manchen unbilligen Auflagen standhaftest widersprechen, wenn ihr höher befördert worden seyn werdet? Werdet ihr nicht, selbst als unterste Subalternen, manches unmafsgebliche Wort zu rechter Zeit sagen? Werdet ihr euer Glük künftig durch Ungefüg und Hochmut verscherzen? Nein, euer Anfang ist zu klein dazu. Werdet ihr niederträchtig werden? Ja, wenn die Sitten so bleiben, wie sie jezo sind. Aber deren Abänderung mufs zu gleicher Zeit geschehen. Keine euch nachtheilige Ausnahmen dürfen statt finden.

Woher entstehen die Rechtshandel? Kein Lesebuch über das Recht; kein Rechtssystem handelt

handelt davon. Die Wissenschaften werden zu sehr von einander unterschieden, und ihre Grenzen zu ungeschickt, wo nicht gar zu unvernünftig bestimmt. Zu unvernünftig; das wäre artig: nein, ich habe mich verschrieben.

Kein Rechtsgelehrter sollte sich dem academischen Leben widmen, und zu einem Lehramte gelangen, er habe denn vorher ein viertheil Jahr bey einem Amte; ein anders bey einer Renthcammer, ein drittes bey einer Canzley, ein viertes bey einem geheimen Raths Collegio den Access gehabt; aber die Einrichtung bey solchen Collegien oder Dicafterien müste auch darnach gemacht werden.

Der Stärckere, oder Listigere sind beyde bemühet, sich ihrer Vortheile zu bedienen. Der Schwächere an Macht oder Verstande sucht bey dem Richter, als dem stärksten in jedem Betrachte Schutz. Der Schwache am Verstande fängt

fängt Handel an, weil ihm sein Unrecht nur von einer gewissen Art Leute beygebracht werden kan, an deren Daseyn, oder an deren Willen es aber fehlet. Bey einem andern thut es die Noth, und dieser ist einem honeten Diebe gleich.

Es ist also ganz natürlich, daß, je mehr Wächter auf dem Lande sind, auch desto leichter solchen Händeln gesteuert werden könne. Die Anzahl derjenigen, welchen ihr Unrecht auf eine besondere Art beygebracht werden muß, ist die stärkste. Der beständige Amtmann, beständige Schultheiß bekümmert sich nicht darum; die höhern Dicastrien noch weniger, und hochdieselben werden oft von beyden Theilen belogen, und sprechen nach den Acten, das ist, nach dem, was auf dem Papier steht, es sey wahr oder falsch. Denn der Fall ist möglich, wo beyde Theile Unrecht haben, und wieder der Fall, wo der Theil, der Recht hat, sich nicht so wohl

wohl um sein Recht bekümmert, als es zum Vorwande nimmt, eine Leidenschaft an seinem Gegentheile auszuüben. Wäre es also nicht ein Vortheil für das gemeine Wesen, wenn solche Handel in der Geburt ertichtet werden könnten?

Straffen zu erfinden, um diejenigen, welche aus einer Noht, in die sie der Luxus verfezet hat, ungerechte Klagen erheben, um entweder durch Uebertäubung, oder Bestechung der Richter ihre ungerechte Absicht zu erreichen; oder aber ihren unschuldigen Gegentheil zu einem unbilligen Vergleiche zu nöthigen; um, sage ich, solche Art Diebe in Ordnung und Schranken zu halten, ist dieses lange nicht hinlänglich, da die Richter leyder! wo nicht meistens, doch nicht wenige derselben, sich in gleichem Falle befinden. Aber man schaffe den Luxus ab; das ist das sicherste Mittel. Er erzeuget Leidenschaften, die mit ihm, als
nicht

nicht natürliche; sondern künstliche, glücklich ausgerottet werden.

Geiz, Wollust, Ehrgeiz werden als Neigungen bleiben; als Leidenschaften sich im höchsten Grade zeigen, wenn der Luxus lange ein vergeßnes Wort seyn wird. Aber unzählich verschiedene Arten erkünstelten Geizes, erkünstelter Wollust, erkünstelten Ehrgeizes werden mit der Ueppigkeit in einem Grabe ruhen.

Das Geld und sein Gebrauch werden auch eine ganz andere Gestalt gewinnen. Wenn der Edelmann seine ihn unterscheidende Tracht hat; wenn die Anzahl seiner Bedienten und Pferde nebst deren Wehrte bestimmt ist; wenn alles in Ansehung seines Hausraths oder Mobilien, Auszierungen der Zimmer, u. d. g. bestimmt ist; wenn dem Bürger seine Schranken vorgeschrieben, und die unerträglichen Unterschiede,

schiede, welche die so leicht zu erlangenden Titel machen, abgeschaffet werden; wie viel Geld wird nicht entbehrlich seyn? wie viel Heyrathen werden nicht vollzogen werden, die jezt unvollzogen bleiben, und wie leicht werden nicht Söhne und Töchter fortzu bringen seyn?

Diesen Anfang würde ich machen, ehe ich an eine Hauptverbesserung des Justizwesens gedächte, ohne jedoch einen Augenblick zu säumen, gewisse grobe Misbräuche abzuschaffen, und gewisse Formalitäten also zu bestimmen, daß die Prozesse binnen einer gewissen Zeit einen Ausgang nehmen koennen. Dieses ist auch hier und dort geschehen, und geschieht noch hier und dort.

Ein anders ist die Rechtslehre oder Methode (*Doctrina vel methodus Juris*;) wo uns Begriffe von Recht und Unrecht, der Art zu verfahren bey Untersuchung der Geschichte, oder

oder des Facti, der Prüfung des Beweiffes und Gegen - Beweiffes, deffen verſchiedener Arten, und ſo weiter, beygebracht werden, ein anders iſt das Recht ſelbſt, *Jus ipſum*, welches aber vom Naturgeſetze wohl zu unterſcheiden, und nicht anders, als die Logik, eine Sammlung von Anmerkungen über viele Fälle iſt, wo Recht und Unrecht geurtheilt worden, ſo wie die Logik aus ſolchen geſammelten Anmerkungen über die Fehler der ſchließenden Vernunft entſtanden iſt, ein anders iſt endlich wiederum das Geſetze, welches die natürlichen Befugniſſe der Menſchen gewiſſ macht, ſie einſchränket, wie es das Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft erfordert, und überhaupt das an ſich willkührliche, oder von der Natur unbeſtimmt gelaſſene beſtimmet, worinn aber die gröſten Geſetzgeber variiren können, ohne zu irren.

Außer den auf alle Bürger und Unterthanen eines Staates gleich anwendbaren Rechten und

Gesetzen, wo die so genannte *Justitia commutativa* vorzüglich in Betracht kommt, verlange ich ein nach der *Justitia distributiva* besonders eingerichtetes Adels-Recht, ein Stadtrecht für die Städte, und ein allgemeines Dorfrecht für alle Dörfer, oder das Land.

Es würden nach diesem Begriffe die so genannten Actionen, Art des Verfahrens, Instanzen das Possessorium und Petitorium, die Nothfristen, Verjährungen, andere Erwerbungsarten, Successions- und Erbschaftsfälle, u. d. g. wichtige Modificationen erhalten. Ich will aber nicht Auszüge aus bekannten Rechtsbüchern mit neuen Grillen vermehret sehen: sondern meine Absicht gehet auf etwas systematisches.

So bald das Recht gewiss gemacht ist, wohin denn besonders gehöret, daß richtige Begriffe von der Verjährung, fest gesetzt, und was zu einer Klage für qualificirt, oder geeignet, und nicht geeignet geachtet werden, oder
nur

nur einer, oder mehrerer Instanzen fähig seyn solle, nach der Justitia distributiva bestimmt ist, seze man einen Gerichtshof zu den alten Sachen nieder, und lasse nach der alten Verfassung entscheiden. Die richterlichen Personen können aus mehreren Collegien gewählet werden, und diesen alten Sachen zwey bis drey Tage in der Woche widmen, und da bey einer neuen Einrichtung die Anzahl der Richter im Anfange billig vermehret wird: so könnten auch mehrere Tage in der Woche dazu ausgeezet werden.

Die noch nicht hängigen, aber von alten Zeiten herrührenden Ansprüche und Forderungen sind billig auch nach den alten Gesetzen zu entscheiden. Man seze allen solchen, die dergleichen zu haben vermuten können, drey Jahre Zeit, ihre Brieffschaften in Ordnung zu bringen. Sind solche zerstreuet, und sie bedürfen eine längere Zeit: so verlängere man diese Frist; dem Beklagten lasse man aber eben so viele Zeit, als der Kläger gehabt hat, wenn

anders derselbe nicht interpelliret worden : in welchem Falle aber , wenn der Klæger dreysig Jahre von der Zeit der Interpellation mit Einführung der Klage angestanden , und es nicht mit einem Mächtigen zu thun gehabt , noch sonst wahre Verhinderungen , oder dafs der Beklagte ihn um Geduld ersucht , darthun kan , derselbe nicht zu hören wäre. Wo hingegen die 30. Jahre noch nicht verflossen wären , der interpellirte Beklagte um keine Gëdult gebethen ; der Klæger aber doch mit der Klage angestanden hätte , ist es ein Zeichen , dafs der Klæger den Beklagten nur einzuschläfern gesucht habe , und wäre demnach , wenn das Gegentheil nicht so fort klar wäre , dem Beklagten eben so viel Zeit zu lassen , als von der Interpellation an der Klæger versæumet hat. Wo die Klage gegen Erben geht , oder andere Successores , müste dieses ohne alle Einschränkung statt finden.

Ganz anders ist der Fall wenn der Beklagte mehrmalen interpelliret worden , und alsdenn
 bliebe

bliebê es bey den gewœhnlichen Terminen. Allen denjenigen, welche keine alt-väterliche Güter haben, oder von solchen Familien abstammen, bey welchen also auch keine alte Documenta zu vermuten sind, stunde die vorgeschlagene praescriptio trienalis, oder Præclusion billig nicht im Wege, wenn sie nachher durch einen Glückfall eines Documents habhaft würden. Nicht alle, auch noch so wohl documentirte alte Forderungen solten aber gelten; doch dieses ist cum grano salis zu verstehen.

Die neuen Sachen würden also geschwind abgethan werden können. Die gewœhnlichen Beweismittel sind einer genauen Bestimmung fähig. Der Beweis durch Zeugen kan viel zuverlässiger und leichter gemacht werden. Die Zuschiebung des Eides sollte nicht in allen: sondern den allerwenigsten Fällen zugelassen werden; boshafte Læugner aber deswegen dort nicht leer ausgehen. Die Einrichtung der Schrift- und Gegenschriften kan gesæzmæssig genau bestimmt werden. Man seze einen eignen Senat *ad officium disquisitorium vel examinatorium* nieder, wohin alle Sachen verwiesen würden, wo

das Factum sehr verworfen wäre , und dem Klæger und Beklagten die freye Wahl der Art des Vortrags gelassen werden müste. Wer nun eine solche Klage hätte , müste sich auch die lange Dauer des Processus gefallen lassen und solche Art Sachen blieben also von denen ausgenommen , die binnen einer gewissen Zeit , als einem Jahre , geendiget werden müsten.

Die klare Sachen , wo es blos auf gesæzmæssigen Beweis , und gesæzmæssige Exceptiones ankommt , können um so geschwinder ihren Ausgang gewinnen , als keine Klagschrift ohne Ordnung communiciret ; sondern einer jeden die Verordnung angehänget werden müste , wie nunmehr der Beklagte auf jeden Punct adequat zu antworten habe ; mit einem Worte , der Richter müste so gleich den sogenannten Statum quæstionis auf das deutlichste bestimmen , wo die Klage nicht darnach eingerichtet wäre , dem Klæger die bessere Einrichtung aufgeben , oder wo die Beschaffenheit des Facti es nicht zuließe , die Sache ad Officium disquisitorium verweisen.

Ich weiß nicht, warum nicht zugelassen werden solle, daß nach dem Beschlusse der Sache so Kläger als Beklagter dem Richter einen Auszug der Acten nebst Gründen und gegen Gründen öffentlich übergebe? Ich setze aber eine gewisse Verfassung voraus.

Die besten Leute werden endlich von der Arbeit, nach dem gemeine Rede gebrauch, stumpf; sie werden kränklich: sie werden alt, sie sehnen sich nach Ruhe. Soll man sie deswegen ab danken, oder außer Würksamkeit setzen, und Gnadengehalte geben? Nein: wider ihren Willen nicht. Es kan an jungen Gehülffen, die unentgeldlich dienen, nicht fehlen. Solten auch neue Subjecte mit Befoldung angenommen werden müssen, wäre es auch kein Unglück. In gewissen Umstænden wird man am besten bedienet, je weniger Bediente man hat; in andern Umstænden aber macht es die mehrererere Zahl aus. Es ist diese Anmerkung oben schon vorgekommen; wird aber hier um deswillen wiederholer, weil der Verfall des Justizwesens allerdings daher mit rühret, das manche im Anfange tüchtig gewesene Subjecte zuletzt an Kräften abnehmen, und die

Sachen daher entweder liegen bleiben, oder nicht gründlich mehr besorgt worden.

Es ist ein Corpus Juris germanici längst gewünscht worden; wir haben davon schon etwas schönes gesehen: es ist aber bey weitem nicht hinlänglich. Viele Menschen zusammen zu bringen, und moralisch zusammen zu setzen, daß sie einer Maschine gleichen, die nur von einem, oder wenigen bewegeet wird, sind drey Mittel vom menschliche Wize erfunden worden. Das erste die falsche Religion; das zweyte, eine Militär-Verfassung, wo durch Vervielfältigung der Subordinationen dieser Zweck erreicht wird, das dritte eine Justizverfassung, wo Ehre, Gut und Leben der Bürger in die Hände weniger Personen kommen die alle Stunde unterm Scheine Rechtens die größten Gewalthätigkeiten aus zu üben im Stande sind.

So bald das Recht in einem dicken unverständlichen, oder gar in einer fremden Sprache, geschriebenen Buche versiegelt lieget, ist alles verlohren. So bald, wenn zwey Theile mit einander striten, niemand den Richterlichen Aufspruch

spruch mit Zuverlässigkeit vorher wissen kan; so bald ein anderer so genanter hoeherer Richter einen gerechten Ausspruch wieder umstossen kan; so bald keiner selbst seinen Proceß führen kan, sondern sogenannter Advocaten Hülfe sich bedienen muß, die Justiz also ein Nahrungsmittel, eine Profession wird: so bald ist es um die Freyheit gethan, und man darf nur den Civilstand darnach einrichten: so ist ein ganzes Volk in kurzem völlig unterdrückt.

Die Fürtreflichkeit des Roemischen Rechtes wird von mir an sich anerkannt; aber unter seinem Joche hat unsere Freyheit schon lange genug geseufzet. So haben die Römer uns doch noch durch ihre zurückgelassne Rechte, und ihren Luxus überwunden! Ich würde die mir gesetzten Grenzen überschreiten, wenn ich diese Betrachtungen weiter ausdæhnen wolte.

Freyheit und Anarchie sind sehr von einander unterschieden. Eine solche Verfassung macht es auch nicht aus, wo der Regent eine Glocke vorsettel; das Volk aber den Küster, und die Glocke nicht eher und anders ertönet, als es dem Küster

gefällt, sie zu ziehen. Die Freyheit eines Volkes ist auch einem Parlemente, welches ihm Gesetze vorschreiben kan, nicht zu suchen, und aus einer solchen Verfassung kommt nichts als ein fehlerhafter so genannter Status in statu heraus. In Pohlen ist mehr Unordnung, als Freyheit, und die Americaner, welche die Stempelacte mit Füßen treten, sind darum nicht freyer, als der Teutsche.

Sobald die Rede von einem großen Volke ist, findet keine von den gemäßigten Regierungsformen Platz; sondern Teutschland muß entweder einem allein, wie Frankreich und Spanien, oder gar wie Rußland gehorchen; oder sich in mehrere Staaten getheilet erhalten. Soll die ganze Nation im letztern Falle frey bleiben, da sie es im ersten unmöglich seyn könnte: so müssen die Staaten unter sich gemäßiget seyn, die Einheit, oder Unitas Territorii aber bleiben, und folglich alle diese Staaten unter einem Oberhaupte mit einander vereinigt werden.

Teutschland ist wirklich in solche Staaten getheilet, welche einen Kayser als ihr allerhöchstes Ober-

Oberhaupt verehren. Dieses ist das erste, welches die teutsche Freyheit, als teutsche, charakterisiret. Wann wir nun betrachten, wie unsere Freyheit eigentlich in Rücksicht auf die Römer in den großen Ruf gekommen, und daß der teutsche König zugleich der Kayser der Römer ist: so würde die Herstellung des Kayserlichen Ansehens in Rom und dem übrigen Italien der würdigste Gegenstand teutscher Reichsstände seyn.

Die Austrægen sind es aber gewiß nicht, welche unsere Freyheit versichern. Sie dienen nur dazu, daß die Stände einander selbst unterdrücken; daß sie Privatpersonen unglücklich machen, sich selbst allen Credit schwächen und sich faule und unwissende Ræhte, wie Schlangen in ihrem eignen Busen, ziehen; die, wenn sie alles verdorben haben, zuletzt durch solche und andere Behelfe der Verantwortung zu entgehen suchen. Bey den *Rekursibus ad Comitia* in Justizsachen ist gleiche Anmerkung zu machen. Es können zwar Fælle vorkommen, wo ein beklagter Reichsstand ein oder anderes höchstes Reichsgerichte für eingenommen, oder sonst verdächtig halten könnte wer wolte aber darum die Verfassung eines ganzen Reiches im innersten angreifen, das Recht weitläuffig und ungewis; das Anse-

hen der höchsten Reichsgerichte wankend machen, und seine eigne Wohlfahrt dadurch untergraben.

Ein himmelweiter Unterschied ist es, über die Reichsgerichte klagen, wenn sie die Justiz und nicht gehörig verwalten, und ein anderer ist es, ihren Erkenntnissen gänzlich ausweichen zu wollen. Das letztere ist ganz unerträglich. Nur Privatpersonen kan es es verziehen werden; nur Unterthanen, die allenfalls auch sich auf flüchtigen Fuß setzen können; aber Reichsstände müssen das gemeine Wohl beherzigen; den Wohlstand beobachten; wider die sich selbst schuldige Achtung nicht handeln, und keinem chicanirenden Advocaten ihre Erhaltung zu danken haben wollen; nur für den Paul, Peter und Kunz sind solche Advocaten.

Das höchste Oberhaupt des Reiches muß so viel Macht haben, den Landfrieden erhalten, die Strittigkeiten unter den Ständen, zwischen solchen und Reichsmittelbaren oder Mediatis entscheiden, den Ausprüchen Kraft geben, Policey, Commerciën und Schiffahrt, so weit es es ein Interesse commune Statuum ist, handhaben, und Respect und Ordnung auf dem Reichstage erhalten zu können.

In den Reichslehnsfachen kommt es widerhaupt-
sächlich auf das Reichsoberhaupt an. Das Reich
beysammen zu halten, ist es nicht genug, diesen
oder jenen Artikel der Wahlcapitulation einzuver-
bleiben; man mus dem Höchsten Oberhaupte bey-
stehen, und nicht Höchstdasselbe gar noch hindern.

Wer die Deutschen Höefe nur einiger massen
kennet, mus es gestehen, dafs, die grofsen aus-
genommen, man sich an den übrigen um weiter
nichts als Comitial Kleinigkeiten, und juristische
Formalitæten bekümmere, worauf nichts an-
kommt, so dafs man nicht Ursache sich zu ver-
wundern haben wird, wenn einsmals bey einer
Hauptrevolution diesem oder jenem Hofe keine
weitere Mafsregeln übrig bleiben solten, als per
Notarios & Testes zu protestiren.

Ein vornehmer Raht eines nicht zu den klei-
nen zu rechnenden Hofes gabe mir einmal zur
Antwort, es sey an dem; aber die Lebensart wæ-
re allenthalben zu luxurios, als das man so weit
denken könte. Es ist auch wahrhaftig an dem,
dafs der Luxus an allem diesem Unheile Schuld
ist. Dieser vervielfältigt die Privatinteressen, und
mancher Minister würde, wie mancher Rath, wie
mancher subaltern selbst, ein mehreres thun, tie-
fer und standhafter in die Sache hienein gehn,

wenn eine einfältigere Lebensart ihn für der Schande schützte, welche auf der Armut haftet. Mancher würde von dem, was er zu sezen muß, allein leben, und noch zurücklegen können. Wer gar Schulden machen müssen, hat seine Freyheit offenbar verkauffet. Bey den Zerstreungen, welche das üppige Leben nach sich ziehet, fallen solche ernhafte Betrachtungen ohnedas weg.

So sind wir denn verlohren? Nein; in der Verfassung des Reiches ist unsere Freyheit noch immer gegründet. Das ganze Reich kan keinem Teutschen ohne Reichsacht verfaget werden; wie wie leicht ist aber nicht ein Franzose oder Spanier aus der ganzen Monarchie verbannet? Einem Franzosen hilft es nichts, wenn er aus einer Provinz in die andere ziehet. Ein teutscher aber zieht aus einem ständischen Gebiete in das andere, wo er es besser findet. Wo auch eine noch so grosse Tyranny herrschen solte, sind wir bey bestehender Reichsverfassung doch nur Gefangenen; nicht aber Gerichteten gleich. Wer sieht nicht grosse Revolutionen voraus? Ein ander seze meine Gedanken fort.

Prudens futuri temporis exitum,

Caliginosa nocte premit Deus.

* * *

Einige
Anmerkungen
über
die Blätter
eines Ungenannten.
vom
Deutschen Rationalgeiste.



Einige
Anmerkungen
über
die Blätter
eines Ungenannten
vom
Deutschen Rationalgeiste.



Wir sind ein Volk von einem Namen und Sprache: Wir haben niemals einen Namen gehabt, der ein hinlängliches

ches Zeichen unserer natürlichen, geographischen, genealogischen, oder politischen Einheit, um mich so auszudrücken, gewesen wäre. Unsere Nation erstreckt sich sehr weit. Dänen und Schweden gehören dazu; Holländer dergleichen; Cur, Lief- und Esthländer in so ferne; Schlesier, so weit sie nicht zu den Pohlen gerechnet werden können; die Schweizer unstrittig, anderer Betrachtungen zu geschweigen, die sehr weit gehen können. Die alten Celten, waren die von den Römern auch sogenannte Gallier. Alles über den Rhein hieß das Bárbaricum (i. e. solum) oder Germania magna. Die Namen waren ausnehmend verschieden, welche diesen Völkern beygeleget wurden. Zuerst hießen sie Germani, d. i. Krieger, oder Wehrmänner, und Tacitus nennt es ein Vocabulum recens & nuper additum, und viel später hießen sie Teutonen, auch noch ist es nicht ausgemacht, daß unter diesem Namen alle ehe-

vom Deutschen Nationalgeiste. 5

malß deutsche Völker begriffen worden seyen. Wir sind also ursprünglich nicht ein Volk von einem Namen und Sprache; man müßte es denn sehr weit herholen, und dann könnte man auch die griechische und deutsche Sprache im Grunde für einerley halten.

Unter einem gemeinsamen Oberhaupte: Reden denn aber die Schweizer nicht auch deutsch? sind sie aber mit uns unter einem Oberhaupte vereinigt? Entweder muß also der von Name und Sprache; oder der von einem gemeinsamen Oberhaupt hergenommenen Grund wegfallen.

Unter einerley Gesäzen: Keinesweges, man müßte denn Gesäze darunter verstehen, die wir mit allen Völkern in der Welt gemein hätten. Auch in Ansehung der Staatsverfassung verhält es sich anders mit den Churfürsten; anders mit den Fürsten, und anders mit den Grafen, und

wieder anders mit den Reichsstädten, deren Nexus impar cum Imperio nur gar zu deutlich in die Augen fällt.

Zu einem Interesse der Freyheit verbunden: Was für eine Freyheit wird hier verstanden, und wer ist der Feind dieser Freyheit? Das Interesse einer inneren ächten bürgerlichen Freyheit haben wir mit allen Völkern gemein; zur Zeit der Römer aber hatten wir eine Freyheit wider dieselbe, nemlich die Römer, zu verfechten, und ein gemeinsames Interesse der Freyheit konnte uns damals verbinden.

National-Versammlung: Davon weiß kein Mensch etwas, und den Regensburger Reichstag hat auch kein Mensch noch eine deutsche National-Versammlung genennet. Um es nur kurz zu fassen, gehörten die Schweizer allerwenigstens mit zu dieser National-Versammlung, wenn

vom Deutschen Nationalgeiste. 7

es nemlich eine National-Versammlung wäre.

Das erste Reich in Europa: Nach unserer Verfassung haben wir höchstens vor Pohlen und Schweden einige Vorzüge. Wir sind auch sonst nicht viel bevölkerter, als Frankreich, und kein Monarch würde jemals aus Deutschland so viel Einkünfte ziehen, als Frankreich seinem Könige jährlich giebt. Unter einem Haupte, wie Frankreich, würden wir auch nicht mächtiger, als Frankreich seyn, als etwa zufälliger Weise. Von der österreichischen Macht sind Königreiche und andere Staaten abzuziehen; von der Churbrandenburgischen Preussen (das wenigste) und Schlesien; die englischen Subsidien dürfen auch nicht mit gerechnet werden. Die wenigsten der übrigen Reichsstände sind auch im Stande, ihre Truppen im Felde zu erhalten, und

vor einer Reichsarmee ist die Furcht niemals groß gewesen.

Räthsel politischer Verfassung :
Unsere Verfassung ist eine in dem Systeme
Europäischer Staaten, bisher nothwendig
erachtete Temperatur : das ist das ganze
Räthsel.

Raub der Nachbarn : Wir grenzen
noch an das Meer ; Wir haben noch den
Rhein und die Donau, und mit einem
Worte, unsere natürliche Grenzen. Das
Ueberflüssige nur ist uns abgenommen wor-
den, und nur darinnen haben wir, nebst
allen andern Europäischen Mächten viel-
leicht gefehlet, daß wir nicht aus dem El-
sasse, und andern Landen über dem Rhein,
einen besondern Staat gemacht haben, der
unser natürlicher Allirter gewesen, und ge-
blieben seyn würde. Elsaß hätte füglich
den XIV. Canton der verbundenen Schweiz

abgeben können; die Eidgenossenschaft war
war auch mehr als geneigt dazu.

Eifersüchtig gegen unser Ober-
haupt: Gegen das uns morale, welches
Der Kaiser heißt, können wir nicht eifers-
süchtig seyn, da wir ja solchen seit fast
tausend Jahren verehren, und respective
wählen. Das Personale dieses oder je-
nen Kaisers aber hat zu Zeiten den Stän-
den misfallen können.

Der Mutter, die uns gezeugt
hat: In Deutschland zeugen die Mütter
nicht, sie gebähren; wird also ein Druck-
fehler seyn.

Der Ehrlichkeit: Die Ehrlichkeit
wird niemand den alten Deutschen abspres-
chen; wir sind auch noch jetzt ehrliche Leu-
te; aber einen National-Zug daraus

zu machen, dazu gehören ganz andere Begriffe.

Fehler einer Verfassung: Die Fehler der Verfassung, wo die Schuld auf die Menschlichkeit, veränderliche Zeitläufte u. s. w. fällt, haben wir mit allen Völkern der Erde gemein;

Freunds des Vaterlandes: Nicht einmal in Athen, und nicht in Rom war es erlaubt, ohne Einschränkungen und Bedingungen von Abschaffung alter, und Einführung neuer Gesetze Vorträge zu thun. Was sind wir mittelbare Deutsche gegen die Atheniensier und Römer? Unsere Landesherren selbst dürfen sich diese Freyheit nicht so schlechtweg heraus nehmen; die Proposition gebühret dem Kayser allein, und cæteris paribus dem Chur-Mannzischen Directorio. Die Freyheit, über solche Sachen zu schreiben, ist in den Wahlcapitulationen auch eingeschränket.

Sind unsere Zeiten 2c. Ich will nicht sagen, daß dieses loci communes seyen, obschon alles auf jedermänniglich bekannte Unordnungen, und Mißbräuche hinaus lauffet; weit aber ist es gefehlet, daß solches nur das mindeste mit unserm sogenannten Nationalgeiste gemein haben sollte.

Es fehlt uns überall: Wo ist denn das uns überall fehlende, welches bey andern Nationen nicht auch fehlte, und folglich charakteristische deutsche Gebrechen ausmachte?

So würden es andere thun: Wer soll denn für uns bekennen? In sensu Juris criminalis wird es doch nicht genommen werden wollen. Wer könnte auch im Namen der Nation ein solches Bekenntnis ablegen, (wenn man die Sache im andern Sinne nehmen wolle) als

die so genannte National - Versammlung zu Regensburg? Diese könnte freylich den auswärtigen Gesandten ein solches wohl verinstrumentirtes Bekänntnis aus Vorsorge insinuiren lassen, damit solche nicht auf den Einfall gerathen mögten, für Deutschland ein solches Bekänntnis abzulegen.

Wir kennen uns selbst nicht mehr: Wer waren wir denn vorher? Redet der Herr Verfasser von Marcomannen, Semunduren, Cheruscern? oder von Allemannen, Franken, Bajuaren! Oder sind wir aus ehemals ehrlichen Leuten das Gegentheil geworden? Sind wir schwächer am Leibe, als der Welsche und Franzose? Sind wir in der Kriegeskunst zurücke gekommen? Hat der Kayser die Freyheit der Stände geschmälert?

Wir sind uns unter einander Fremde geworden: Waren wir Deuts

sche, oder keine, zu der Zeit, als Bojaren keine Franken; Franken keine Griechen; Griechen keine Sachsen waren? Sind die Franzosen aus der einen Provinz nicht denen aus der andern Provinz auch Fremde? Lebt man nicht hier in Frankreich nach einem Gewohnheitsrechte (Droit coutumier); dort nach geschriebenen Rechten? In welchem charakteristischen Sinne sind wir uns also fremde geworden?

Unser Geist ist von uns gewichen: Die Begeisterten aus den Sevennischen Gebürgen haben zwar diese Sprache geführt; ich hätte aber gewünscht, aus diesem schönen Werke nur einigermaßen der Geist fennen zu lernen, der von gewichen seyn soll.

Jede Universität ihren eignen Lehrer des Staatsrechts: Das klingt im Zusammenhange so, als wenn jede Unie

versität einen eignen Staat ausmachte, ihr eignes Staatsrecht und einen eignen Lehrer desselben hätte. Das übrige verhält sich so: weil Deutschland in viele Staaten sich theilet: so entstehen daraus natürlich Particular, Staatsrechte, und vielfache Irrungen unter den Ständen, welche eine Menge Schriften veranlassen. Aber daraus folgt mehr eine natürliche nothwendige Verdunkelung der Rechte, als ihre Aufklärung indem jede Streitsache ihre gute und schlimme Seite hat; jeder seiner Meinung den größten Grad der Wahrscheinlichkeit zu geben sucht; endlich aber doch den ungleichen Meinungen ungeachtet vieles an sich entschieden ist, und bey Sachverständigen keinen Zweifel mehr zurücke läßt, nur aber die Kraft einer Reichsgerichtlichen, oder gesammten Reichsentscheidung unmöglich anders, als auf die Reichsverfassungsmäßige Art erlangen kan. Dieser Mangel allein ist es, der uns drückt, sonst wäre alles klar.

Gleichwohl ist nichts gewisser: Was zwischen Kayser und den Ständen noch unausgemacht ist, daran sind getheilte Interessen schuld. An so vieler Unwissenheit aber, die sich leyder! allenthalben findet, ist theils das üppige Leben; theils die Pedanterie schuld, welche gewisse, und unter andern dem Herrn Verfasser wohl bekannte Gelehrte in das deutsche Staatsrecht gebracht haben, da sie solches mit nichts heissenden Auszügen aus Protocolen, Conclusis, die oft ganz besondere Rationes decidendi haben, nichts bedeutenden Verträgen der Stände unter einander, die alle Augenblicke wieder aufgehoben und verändert werden können, verwirret, und ein übel verstandenes Practisches und Pragmatisches der Vernunft substituirt, auf das so oft, als zwischen Kayser und den Ständen, auch beyden Religionstheilen, von einer genau zu beobachtenden *Justitia tam commutativa, quam*

distributiva die Rede ist, zum Grunde liegende Jus aber gar nicht, oder zu wenig reflectiret haben, gleich als wenn zwischen einem Civilisten und Publicisten ein solcher Unterschied, wie unter einem Franzosen und Deutschen wäre.

Nicht nur bey den grossen Haufen
 &c. bis Seite 17. Der alten deutschen Patriotismus war der Haß gegen die Römer; unserer Deutschen Patriotismus ist noch immer, nur nicht mehr in gleichem Grade, der Haß gegen die Franzosen. Wer wird auch zwischen einem Sachsen oder Hessen, und einem Reichstädtischen Bürger, welcher dem Kayser huldigt, einen Vergleich anstellen? Daß die Reichstage nicht mehr in Person besucht werden, damit gehet es ganz natürlich zu, und kein Vorwurf kan diessertwegen den hohen Ehrentum und Fürsten gemacht werden. Vor dem waren Kayser und die Stände selbst die Publica

Publicisten; ihre gesunde Vernunft machte das Recht, das jetzt ein Studium geworden, und durch Pedanten in Verwirrung gerathen ist.

Von dem Cabinetsminister an:
Zufälliger Weise könnte es seyn, daß einmal sich ein so unwissender Minister und Referendarius fände; aber man kennet Minister genug, welche die Reichsgesetze überflüssig inne haben, um das Interesse der Stände, und ihres Standes besonders darnach beurtheilen, und abmessen zu können. Was ein Professor und Schriftsteller wissen muß, ist dem Minister entbehrlich. Mancher berühmte Schriftsteller würde in Examine rigoroso schlecht bestehen.

Beleuchtet man 1c. bis S. 28. Hier ist ein Ort, wo viel schönes gesagt werden könnte. Aber man findet gemeiniglich nur Worte, und Lieux communs. So viel

sey genug; wir müssen es entweder lassen, wie es ist, oder ein so geschickter Herr Verfasser, wie der Herr Verfasser des vermeinten Nationalgeistes, müßte ein Compendium Juris publici entwerfen, solches dem Reichstage vorlegen, und wann es dann von Kayser und Reich gebilligt wäre, verstünde sich das Verboth von selbst, daß niemand über ein anderes, als dieses lesen dürfte; die Art, darüber zu lesen, müßte auch vorgeschrieben werden.

Hat die Trennung • • der Religionen bis S. 30. In diesem ersten Satze steckt eine kleine Verwirrung der Begriffe. Der Unterschied der Religionen im Reiche ist niemals gesäzmäßig geworden. Reden nicht vielmehr die Reichsgesäze nur von einer Suspensione totius Juris Dioecesani, bis auf eine zu treffende amicabilem compositionem? Nur eine Religion soll also eigentlich im Reiche seyn, wie von Tausend

Jahren her nur eine in solchem war, weil aber eine Reformation zu jener Zeit allerdings nöthig war, und daher eine Trennung entstande, wurden die Getrennten durch Reichsgesetze in den Stand gleicher Rechte versetzt, bis man sich über die Reformation vereinigt haben würde. Keinesweges aber soll der Unterschied der Religionen einen Verfassungsgrund ausmachen. Die Catholischen sind oft wider den Kayser, wie die Protestanten oft wider den Kayser sind. Wären aber zwei Hauptpartheyen; so müßten die Catholischen auf das engeste wider die Protestanten; diese auf das engeste wider die Catholischen mit einander vereinigt seyn. So war es im dreyßigjährigen Kriege selbst nicht, und der Kayser hatte selbst Catholische wider sich, und Protestantische für sich. Daß keine Liebe und kein Haß stärker sey, als wobey die Religion zum Grunde liege, oder mit eingemischet werde, ist eine Umschreibung des bekannten: Qnan-

tum Relligio potuit suadere malorum ! Aber ehe an eine Reformation gedacht worden, war der unaufhörliche Streit inter sacerdotium & Imperium viel gefährlicher, als die Uneinigkeit unter den zweyen sogenannten Hauptpartheyen im Reiche jezo ist. Die Anmerkung über den Westphälischen Frieden ist nicht adäquat; beyde Religionen sind ja in eine Gleichheit gesetzt worden, und der Westphälische Friede an sich wird von keinem Theile scheel angesehen, da ich nemlich unter beyden Theilen die Catholische und Protestantische Reichsstände verstehe. Die Secularisationen erregten so viel Neid nicht, als vielmehr die Landeshoheit den Catholischen Ständen ein gleich angenehmes Geschenk gewesen, und es hängt nur von ihnen ab, sich vom Papste unabhängig zu machen.

Da aber just hierinnen der Knoten steckt bis S. 33. Der Sinn der

Wahlcapitulation ist offenbar dieser, daß niemand das Gegentheil von dem behaupten solle, wessen beyde Religionstheile sich mit einander verglichen; nicht aber, daß niemand über das schreiben solle, worinn beyde Theile erwieslicher massen noch ungleicher Meinung sind. Nur das ist verboten, daß wo noch kein Dissensus Reichsfürndig entstanden, niemand durch eine Schrift eine Gelegenheit dazu gebe. Ausser dem ist das gedoppelte Vaterland ein Gespenst, welches, wer weiß wer? allein gesehen hat; kein Mensch weiß etwas davon, und in den nicht sowohl gemischten Territorien, als wo die Grenzen verschiedener Catholischer und Protestantischer Territorien in einander laufen, haben die Catholischen, wie jedermann weiß, eine solche Maßfugung nach und nach angenommen, daß, sie mit uns, und wir mit ihnen ganz vertraulich umgehen.

Die fernere Hauptursache: So viel ist wahr, daß die Churfürsten in ihren Landen, und zwar Reichsconstitutionsmäßig, mehr bedeuten, als die Fürsten; unter den Fürsten wiederum Mächtigere mehr als die Schwächeren, und die Kaiserliche Auctorität bleibt deswegen doch allgemein, wenn solche gleich ganz natürlich bey den mindermächtigen Ständen mehr suppliren muß, als bey den mächtigern zu suppliren nöthig ist; allein das ist zu viel gesagt, als ob das Privat-Interesse bey den Mächtigern stärker wäre; bey den Kleineren tobt es am ärgsten. Zene sehen ihr Land als einen Europäischen Staat; diese ihr Ländgen als ein Landgut in Deutschland an.

Diese Theilung 2c. bis S. 40. Zwischen Sachsen und dem Reiche war von je her ein Unterschied, man sehe die Sache an, von welcher Seite man wolle. Nie-

malß wolten die Sachsen recht in die übrige Form sich fügen, und behielten sich bey aller Gelegenheit ihre eigne Rechte bevor. Indessen müssen sie den nehmlichen Kayser erkennen, welchen die Oberdeutschen erkennen. Aber das heißt in einem uneigentlichen Sinne das Reich, wo die Territorien in einander lauffen, und die Natur der Dinge selbst dem Kayser eine grössere Auctorität giebt, als er unmöglich in den grossen geschlossenen Territorien verlangen kan. Wenn der Herr Verfasser sagt, man könne mit einer Pünctlichkeit, deren sich wenige Prophezeihungen rühmen könnten, nachrechnen, seit wann der Geist dieses und jenen Hofes gestiegen sey: so versteht er darunter Prophezeihungen vergangener Dinge, welche allemal die richtigsten sind.

Raum traut man seinen eignen Augen: Es ist nichts in der Welt so gewis, als daß wir Deutsche durch die Vere

fassung selbst zu sehr getrennet seyen, und um ein politisches gemeinschaftliches Interesse zu haben, eine ganz andere Verfassung eingeführet werden müßte. Ist nicht die Landeshoheit Reichs-friedensschluß-mäßig? Was liegen denn aber für Geläze in der Mitte, als eben die nigen, die ein allgemeines Deutsches Interesse leyder! unmöglich machen, und welche die Unitarum Territorii fast aufheben? Ich rede hier, weil der Fall also gesetzet ist, von einem allgemeinen Deutschen Interesse der sogenannten Unterthanen. Neue Grumbachische Kämpfe würden noch schlechter ablaufen, als sie damals abgelaufen sind.

Ein Vasall, der gleichwohl noch kein Janitschar: Die Janitscharen sind freye Türken, und lassen sich nicht, wie die Slaven, behandeln. Der Großvezier, die Bassen u. s. w. sind Slaven. Die Stelle aus dem Wippo schicket sich

kaum so gut auf unsere Zeiten, als ein Recept aus dem Cornelius Celsus oder Galenus in unseren Apotheken noch brauchbar seyn kan. Etwas wenigens will ich noch hier und dorten auffuchen, und bemerken. S. 52. Unter beyden, den Sachsen, Gothaisch, und Weimarischen Gesandten mußte doch einer zuerst reden, so groß auch die Gefahr gewesen seyn soll. Wäre es auf die beyden allein angekommen: so würden sie sich bald vereinigt haben. Aber auf das ganze Reichs-Convent fällt die Schuld zurücke, als welches ihre Stimmen in dessen, bis sie sich vereinigten, hätte suspendiren können. S. 56. Wann eine Reichsstadt ihre Freyheiten behaupten will, muß sie auch unpartheyisch seyn; aber man kennt die Haushaltung der meisten Reichsstädte, und sie graben sich ihre Grube selbst, da sie nicht gerade ausgehen, und nur diejenigen fürchten, die ihnen auf der Stelle schaden können. Wären es Mächtige; so ließe es sich

hören; aber auch Mindermächtige fürchten sie auf diese Art, und mishandeln andere, die in solcher Lage nicht sind, aus dem nehmlichen Grunde einer solchen falschen Politik. Sie setzen nehmlich die Grossen und die Mindermächtigen, die ihnen auf der Stelle nicht schaden können, in gleiche Classe. S. 73. kommt der unerwartete Gedanke vor, daß die größte Kunst, und das noch nicht entdeckete Geheimnis darinnen stecke, die Herrn und Häupter unseres Vaterlandes zu bewegen, das zu wollen, was sie wollen sollten. Entweder haben unsere Deutschen Herren diesen Fehler des Nichtwollens des Guten mit allen andern Regenten gemein; oder es ist ihr Nationalgeist. Im erstern Falle ist nichts eigentlich hieher gehöriges gesagt worden, und im letztern würden diese Herren aufhören, Deutsche zu seyn, wenn dieser Nationalgeist von ihnen wiche. Ich dachte im folgenden eine Erläuterung zu finden; aber vergebens. Die Kunst, den Willen zu lenken, ist übrigens

längst erfunden. Bey dem einen würfet eine Demonstration nach mathematischer Methode; bey dem andern eine gewisse Beredsamkeit, wie sie sich für ihn schicket; der dritte muß wie ein Unmündiger geleitet werden, und da fehlt es auch an Vormündern nicht. Ich mache den Beschluß mit dieser einzigen Anmerkung, daß es allerdings an dem sey, daß Deutsche, darunter Unterthanen verstanden, ohne sich um die Staatsverfassung von Deutschland zu bekümmern, sich in der Absicht, die Ehre des deutschen Namens zu erhalten, bis auf ein gewisses Ziel mit einander vereinigen können. Es hat seine Richtigkeit, daß die Stände des Reichs mit einem höchsten Oberhaupte desselben näher vereinigt werden könnten, und daß Groesse und Mindermächtige in gar vielen Puncten nach falschen Grundsätzen, und wider ihr eignes Interesse handeln. Aber dieses scheint eine ganz andere Art von Ausführung zu erfordern, als

des Herrn Verfassers des so genannten
Nationalgeistes.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

LIBRARY

540 EAST 57TH STREET

CHICAGO, ILL. 60637

TEL. 733-4331

1960

1961

1962

1963

1964

1965

1966

1967

1968

1969

1970

1971

1972

1973

1974

1975

1976

1977

A N F A N G
ZU EINER
PHILOSOPHIE
DER
CAMERAL-WISSENSCHAFT.

A NEW

AND

PHILOSOPHY

OF

GENERAL PRINCIPLES



Vorläufige Rechtfertigung des Titels.

Ich rede von der Philosophie eines dirigirenden Cameralisten, er mag der Staatsminister für die innere Angelegenheiten, oder sonst genennet werden, wie man es gut findet. Es kommt alles auf *fruchtbare* Begriffe von der wahren Bestimmung der Menschen an, und wenn dieser nehmliche Versuch in mehr als einer Gestalt wieder erscheinen sollte, wird der Nutzen, welchen ein mit sich und andern es aufrichtig meinender Leser davon haben wird, nur desto grösser seyn. Kein Lehr- oder Schul-System will ich schreiben; aber das ist richtig, daß die Sätze,

• *Vorläufige Rechtfertigung des Titels.*

Gründe oder Regeln; nach welchen ein dirigirender, Universal- oder Haupt-Cameralist verfahren muß, um die Bürger eines Staates in den Stand zu setzen, *als Menschen der wahren Bestimmung der Menschen*, ohne Verletzung des sie verknüpfenden bürgerlichen Bandes, *gemäß* leben zu können, in ihrem Zusammenhange die Philosophie der Cameralwissenschaft, als eine wahre neue Wissenschaft ausmachen. Es läßt sich aber hierbey auch *eclectisch* und *sceptisch* verfahren. Der eigentliche Staatsmann sucht die Staaten in ein natürliches Verhältniß mit einander zu setzen, und die Hindernisse von außen zu heben, welche die innern Operationen der Cameralisten, der die Glückseligkeit des Staats zum alleinigen Endzweck hat, stören, und ihren Erfolg ungewis machen könnten. Hier breche ich ab.



§. I



Nohtdurft und Ueberfluß sind die gemein
bekannte Gegenstände eines Camera-
listen. Dafs es an der Nohtdurft nicht
fehle, und eher beständig ein Ueberfluß vorhan-
den sey, ist seine Sorge; der Cameralist unterschei-
det sich aber von andern auch dafür sorgenden
Personen *dadurch*, dafs er diè kürzesten Mittel
ausfindig macht, bey der Anwendung der Mittel
allemaal dem Gesæze der Sparsamkeit nachgeheth,
und dem noch *Unersachten* allenthalben nach-
spühret. Der Cameralist hat aber ein ganzes Land
zum Vorwurfe; aus dem Regenten will er we-
der eine reiche Privatperson, noch vielweniger

einen Geizigen machen. Der Ueberfluß, wofür der Geizige sorgt, ist sein Gegenstand nicht. Wer freywillig hungern will, dem erlaubt er es; er verstopft aber die Quellen des Wucherers, und der *Ueppige* findet an ihm zu gleicher Zeit einen unverföhnlichen Feind.

§. II.

Und wie? der Cameralist predigt etwan die Lehre der Verläugnung? Es fiel ihm wohl ein, daß wir die Moden abschaffen solten; daß wir bey einer Tracht bleiben solten; daß unsere Weiber ihren Kopfpuz nicht verändern solten; er schafte wohl gar die *Toiletten* ab; er wäre im Stande, die Romanen durch eine Auflage zu vertheuren, und wenn man ihn so fort machen liesse, entdeckete er endlich zu guter letzt noch Moden in den Predigten, und schaffete sie auch ab? Das wäre ein artiger Mann! Für dem bewahre uns der Himmel! Es ist wahr, sagt man weiter, unsere Herren machen Schulden, welche bloße *Sottisen* (wir haben sie aus *Franckreich* aus er-

ster Hand, und ich bediene mich daher dieses fremden Wortes) zum Grunde haben, aber ehrliche Leute leben davon, und wie viel hat die Welt nicht dabey gewonnen, daß man auf jeder *Börse* jetzt in Kaufleuten große Herrn finden kan, die sich um keine *Titel*, sondern *Mittel* bekümmern, und in dieser Kunst zu reimen unsere besten Dichter übertreffen!

§. III.

Die Einwohner der schönen Insel *Tinian*, in dem Stande, in welchem sie *Anson* angetroffen, waren unvernünftige Thiere. Aber sie hatten das *Nohtdürftige*, und einen *Ueberfluß*. Ihre Wohlfahrt war also gesichert, und ihrer Glückseligkeit fehlte nichts. Sie entbehrten sehr glücklich die *Sullis* und *Colberts*; wie gehet es uns armen Menschen? Ist für uns keine natürliche Verfassung? Keine Glückseligkeit, die natürlich wäre? Genug hiervon. Alle irdische Güter, die das *Materiale* einer gewissen Glückseligkeit ausmachen sollen, sind zu Preisen ausgesetzt, welche

theils durch Gewalt, theils durch List, und am
 seltesten durch Geschicklichkeit errungen werden.
 Aus einem ansehnlichen Theile derselben ist eine
 Lotterie gemacht worden, wo es blos auf den Zu-
 fall ankommt.

§. IV.

Doch ich verlasse diese Betrachtungen so ge-
 schwinde, als möglich. Sie bringen nichts ein;
 unsere Herren fahren fort, in den Tag hinein zu
 leben; ihr lebenswürdiger Hof ahmet ihnen nach.
 eine schöne *Cæssüre* will mehr sagen, als ein Ca-
 meralsystem, und wo ein schönes Pferd vorge-
 führet wird, mag der Staatsminister warten; ist
 es aber gar ein schöner Kerl: so mag der *Per-
 rückenhans* sehen, wo er hinkommt. Aber weiß
 gefehlet, daß alle so dachten. Nur diejenigen
 ausgenommen, die *systematisch* falsch denken, und
 handeln, so würde man bey jedem Regenten Ein-
 gang finden, wenn gewisse Vorurtheile nicht wa-
 ren. Das Unglück ist nur, daß diejenigen, die
 solcher Herren Vertrauen haben, selbst nichts tau-

gen, und ehrliche Leute mit Gewalt zurücke halten, die ihr Vertrauen erwerben könnten. Aber auch diese ehrliche Leute sind *allermeistens* nur *vergleichungsweise* (comparative) ehrlich, und wenn sie das Vertrauen erhielten, würde es auf einer andern Seite wieder schlecht stehen. Es fehlet mit einem Worte an Staatsmartyrern, und ohne solche wird nirgendwo etwas fruchtbarliches ausgerichtet werden. Unsere Moralsystemen, die orthodoxen nemlich, wie sie in Schulen gelehret werden, sind im Grunde verderbt, und flößen den größten Eigennuz ein.

§. V.

Ich rede also von Regenten, bey welchen um deswillen nichts so leicht auszurichten ist, weil sie systematisch falsch denken; bey den andern aber, bey welchen alles auf bloßen Vorurtheilen beruhet, würden gerade durchgehende Leute noch immer viel ausrichten können. Doch, ich habe schon gesagt, daß ich diese Betrachtungen verlassen wolte. Ich bekümmere mich jetzt nicht

mehr um Herrn und Minister, und bin auch gar nicht der Meinung, daß der Sache durch Staatspasquillen abgeholfen werden könne. Ich rede jetzt nur von der Sache, wie ein wahrer æchter Cameralist sie anzusehen habe; es mag nun in der Ausübung sich verhalten, wie es wolle, und ich will wenigstens so viel von meinen Anmerkungen anbringen, als genug seyn wird, einen Unterschied unter solchen Leuten zu machen, die sich für Cameralisten ausgehen.

§. VI.

Es ist, deucht mich, zu erst vom Herrn von *Justi* wohl angemerket worden, daß ein sehr großer Unterschied zwischen einem *Universal-* und *Particular - Cameralisten* zu machen sey. Aber leyder! ist die Unwissenheit so groß, daß die schlechtesten Leute, die nur Bauren-Kenntnisse; aber etwas Heldenmæssiges in der Unverschämtheit haben, allenthalben fast große Rollen spielen, wo sie nur ankommen können. Ihre Methode bestehet darinnen, daß sie große Dinge

versprechen, ob sie schon überzeugt sind, daß sie ihr Versprechen nicht erfüllen können; sie bereichern sich indeß, sehen sich fast in dem nehmlichen Augenblicke, da sie in den einen Dienst gehen, schon wieder nach dem andern um; suchen überall einen heimlichen Schuz, besonders auch in Anekdoten und Papieren, lachen darauf ihre betrogene Herrn aus, von denen sie endlich fortgeschickt werden, oder die sie selbst zu rechter Zeit verlassen, und betrügen wieder andere. Ein jeder Diener, ein jeder Unterthan, ist verlohren, wenn er in ihre Hände fällt. Wie viel Helden zählen wir, und wie groß ist nicht die Zahl der Schwachen und Furchtsamen? diese verfolgen sie im Anfange, um in der Folge getreue Slaven an ihnen zu haben. Findet sich ungefähr ein Muthiger, der eine Parthey anführen kan; so sind sie früher, oder später zwar verlohren; aber an diesen Fall haben sie vorher gedacht. Sie dringen sich zu Verwaltern fremden Vermögens auf, um nur in gewisse Zusammenhänge zu kommen; sie wissen, an dem einen Orte ehrlich zu seyn, um an dem andern den größten Schelm zu spielen.

Wer wolte aber lieber nicht arm seyn, als ein Vermögen der Verwaltung solcher Leute zu danken zu haben? Der ganze Fehler bestehet indessen kürzlich darinnen, daß man solchen Leuten Gehör giebt, ohne sich von ihnen einen schriftlichen Plan machen zu lassen; ohne andere darüber zu hören, auch ohne Caution von ihnen zu fordern. Sie passen die rechte Zeit ab, wo eine innere Gährung diesen oder jenen Hof theilet; sie äußern ein Mißtrauen gegen diese oder jene Personen, und wollen ihre Anschläge geheim gehalten wissen. Es ist auch nicht zu läugnen, daß bisweilen solche Vorsicht nöthig sey; aber was anders, als der Mangel der Philosophie, verwehret denn, einen Unterschied zwischen dem Hauptplane zu machen, wo nur die Möglichkeit einer Auskunft gezeiget wird, und zwischen den besondern Plans der Ausführung? Oft ist es nicht möglich, eines Regenten verdorbenen Haushaltung abzuhelpen, als durch viele Jahre lang daurende vielfache so Staats- als Finanz-Operationen. Der Cameralist, welcher verspricht, binnen wenigen Jahren dem Herrn aufzuhelpen,

zeige also vorerst nur die Møglichkeit, und handle hierinnen *oeffentlich*. Wo er die Untreue, die er von diesem oder jenem Bedienten vermuthet, zum Scheingrunde seiner geheimen Gänge machen will: so muß er wissen, daß dieses mit dem Hauptplane nichts gemein habe. Er sage auch nicht, er fürchte *gehindert* zu werden; er lasse es darauf ankommen, und rede sodann, wenn er wirklich *gehindert* wird. Er fange aber nicht im *Detail* an, als wo in solchen Umständen ein jeder Bauer anfangen könnte; sondern zeige seine Geschiklichkeit so gleich im Großen; er erkenne aufrichtig, was an der Verfassung, die er vorfindet, *gut* ist; er merke, mit *herzhafter Redlichkeit* das *Fehlerhafte* an, und sondere, um juristisch zu reden, allemal das Liquidum vom Illiquido ab.

§. VII.

Ein Universal - Cameralist, oder ein solcher, welcher ein großes *Camercle* dirigiren soll, ist ein seltenes Geschöpf, und ein ehrlicher Mann,

der bey sich überzeugt ist, dafs er nur Subaltern-
dienste thun könne, wird die Unverschämtheit
nicht haben, nach grössern Dingen zu streben,
und einen redlichen Minister mit Undanke zu be-
lohnem, welchen die Umstände gezwungen hat-
ten, bey einer inneren Gahrung ihn als einen
Fremden in die Mitte zu stellen. Es ist aber von
Cameralisten hier nicht allein die Rede; sondern
auch andere, die Staatsleute seyn wollen, und als
solche Nothhelfer zu ihrem Glücke gelanget sind,
finden hier ihre Lection.

§. VIII.

Ein jeder Haupt - Cameralist mufs sein Land
wohl kennen. Dieses Land habe aber eine Lage,
welche es wolle: so mufs der Hauptendzwek da-
hin gehen, für das *Nothdürftige*, und einen zu
jenes Versicherung erforderlichen *Ueberfluß* nicht
blofs zu sorgen; sondern *also* zu sorgen, dafs die-
jenigen, die auf einer andern Seite an des nehmli-
chen Landes - Wohlfahrt arbeiten, in ihren Opera-
tionen nicht gehindert werden. Das ist das *cha-*

characteristische eines wahren Cameralisten: denn es giebt Leute genug, die als empirische Cameralisten für Nothdurft und Ueberfluß zu sorgen wissen, aber ein anders ist ein systematischer Cameralist, und hier ist zugleich die Rede von einem wahren Systeme.

§. IX.

Der Staatsmann besorgt die Wohlfahrt des Staates von außen. Dieser muß durch eine übel angebrachte Sparsamkeit nicht gehindert werden. Der Justizminister erhält die Ordnung im Innern, und steuret dem Ausbruche der Bosheit. Vor diesem Manne muß der Cameralist Recht geben, und nehmen, und kein Vorwand das vermeintlich vordringenden herrschaftlichen Interesse gelten. Die Leute müssen nicht so *cameralisch* gepeinigt werden, daß ihnen bey Anhörung des göttlichen Wortes der Exequirer öfterer; als der Herr *Jesus* einfällt; dieses fordert der *Theolog*; der Philosoph oder Moralist aber will durchaus, und mit Recht, daß weder unter der Verzweiflung, welche der

Mange' der Nohtdurft; noch unter der Ueppigkeit, welche ein übel angewandter, und übel verwalteter Ueberfluß erzeugen kan, die Vernunft und das moralische Wesen der Menschen erdrückt werde.

§. X.

Die Natur des Boden gewähret den Einwohnern entweder das Nohtdürftige, oder nicht. Im ersten Falle bleibt es dabey, oder es ist ein Ueberfluß vorhanden. Hier kommt es auf die nützliche Anwendung des Ueberflusses an; dort auf die spahrende Oeconomie, die aus wenigem viel macht. Im leztern Falle, wovon den unfruchtbaren Boden auch das Nohtdürftige nicht erpresset werden kan, muß ein solches Land entweder auf Eroberungen denken, oder einem andern um den Taglohn dienen. Der Staatsminister des reicheren Landes wird vielleicht von seinem Cameralisten verlangen, daß es mit dem ærmeren Lande in seiner Masse so gehalten werde, wie die *Chineser* es mit der Portugisischen Pflanzstadt *Ma-*

cao halten; sonst hœnte leicht das reichere Land dem armen dienstbar werden.

§. XI.

Ein falscher Cameralist ist daran leicht zu erkennen, wenn er, ohne die Umstænde und Situation des Lands untersucht zu haben, schon zu reformiren anfængt; wenn er gute Anstalten, woraus künftig dem Lande ein groffer Vorthail zuwachsen kan, wegen der gegenwærtigen Kosten unterlæsst, und nur auf das sieht, womit ein unmittelbarer Gewinnst verknüpft ist; kurz, wenn er nur seine Absicht darauf richtet, das Vermögen der Unterthanen in die Casse des Regentens zu bringen, und blos an das Gegenwærtige denkt, gleich als ob sein Beruf wære, den *Antipoden* von dem abzugeben,

qui serit arbores, quæ alteri seculo profint.

§. XII.

Es unterscheidet also den wahren Cameralisten, wenn derselbe lieber die Einkünfte seines

Herrn vermindert, um die *Fonds* oder Quellen zu erhalten, als solche auf eine Zeitlang mit Aufopferung der *Fonds* vermehret. Die Hauptquelle ist aber offenbar der Wohlstand der Unterthanen. Die Menge des im Lande circulirenden Geldes macht es jedoch nicht aus. Man seze verschiedene Fälle, entweder wo aller Aufwand des Herrn im Lande bleibet; oder mittelst ausser Lands gehender Gelder bestritten wird. Im leztern Falle muß die Einschränkung eines solchen Aufwandes die Hauptforge des Cameralisten seyn, welcher aber auch im ersten Falle sich nicht einbilden muß, daß die Verschwendung seines Herrn deswegen mit gleichgültigen Augen anzusehen sey, weil er das Geld im Lande verschwende.

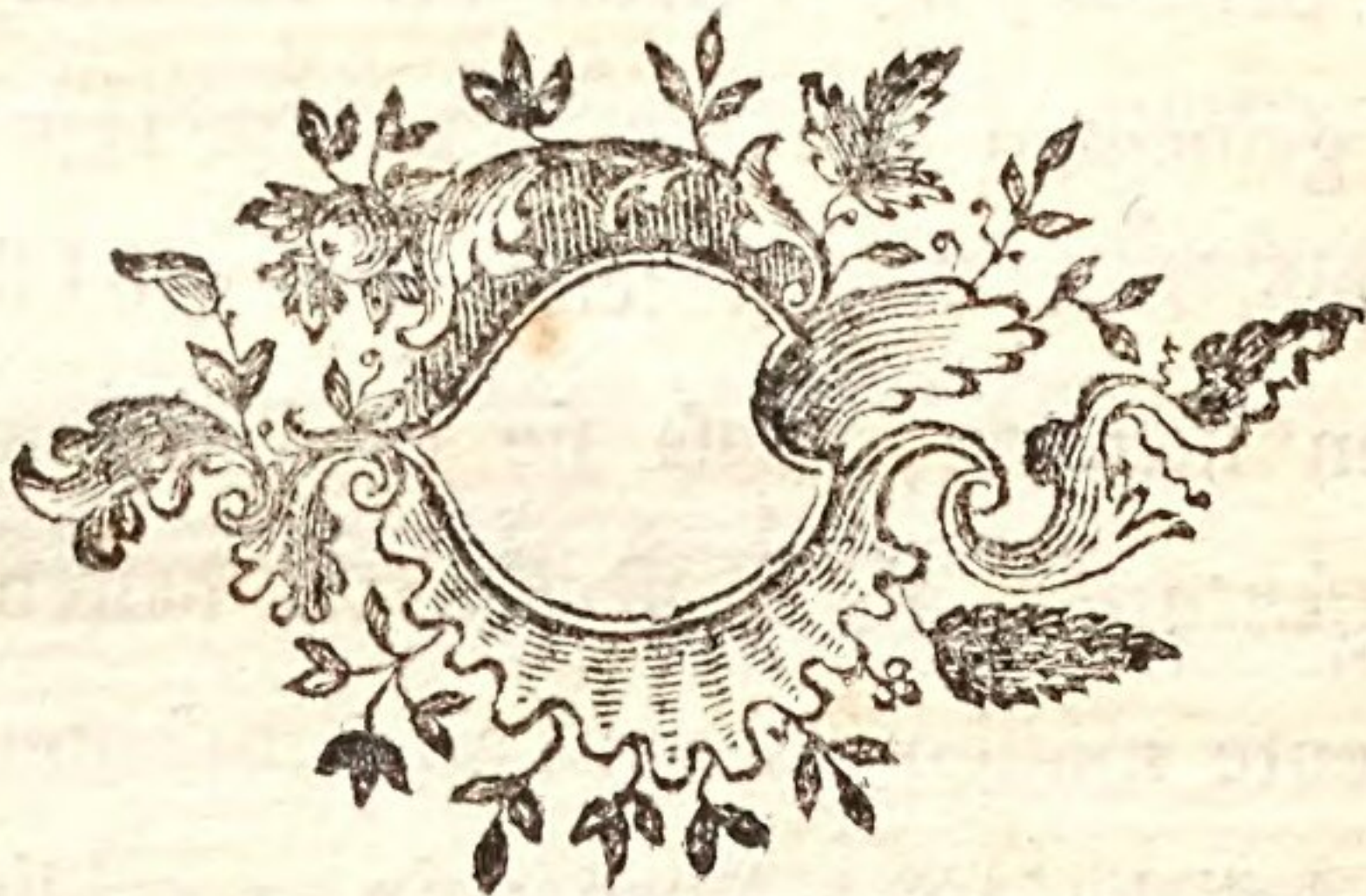
§. XIII.

Kein wahrer Cameralist wird sich auch in Tag hinein den Zweck vorsezen, mehr Geld ins Land zu schaffen, ohne zu überlegen, zu was Ende? Wenn sein Herr nicht zu Wah-

rung auswärtiger wahrer Interessen große
 Summen brauchet, und nicht etwan müßige,
 sonst nicht zu brauchende Leute mit einem
 auswärtigen Handel beschæftigt werden sollen,
 welches aber allemal eine sehr reiflich erst zu
 überlegende Sache ist: so wird der Cameralist
 seine Talente lieber auf einer andern Seite zu
 zeigen suchen, als sie verschwenden, um sei-
 nes Herrn Spiel- und andere gleich löbliche
 Schulden in *Paris* zu bezahlen. Es ist auch
 zu bewundern, wie ehrliche Leute, welche
 Gaben besitzen, die Person des Repræsentanten
 eines gemeinen Wesens mit dem repræsentir-
 ten gemeinen Wesen selbst also gröeblich ver-
 mengen können, daß sie es mehr mit dem
Repræsentante, als *Repræsentato* halten. Sol-
 che Leute müssen schwach an Einsichten, oder
 nicht ehrlich seyn. Doch nein, das klingt Ro-
 manenhaft; *Es ist Mode, den für einen Tho-
 ren zu halten, der so denkt. Es ist gleich
 lächerlich, so zu denken, als eine Perücke
 mit vier Zapfen zu tragen.*

§. XIV.

Ist es aber auch Mode , daß ein Land immer so viel Geld in die Cassen des Herrn liefert, als sonst, da solches Geld im Lande, und nicht in *Paris* verzehrt wurde? Mich deucht, hier litte die Mode einen starken Abfall, und man spührte ihn; doch der Herr spricht, und siehe es wird - was? *Etwan Geld?* Nein, eine neue Schuld.



Weitere Ausführung des vorhergehenden.

§. XV.

Die fürchterliche Köpfe der alten Philosophen, welche ein Kupferstich unserer Neugier vorlegt, können manchem die Lust benehmen, ein Philosoph zu heißen. Wenn ein Dichter sagt:
N° en deplaise à ces fous, nommés les Sages de Grece,
Dans ce monde il n' est point une parfaite sagesse;
 So bätet ihm ein grosser Theil der Welt andächtig nach. Die unerträgliche Menge dunkler Kunstwörter hat die Schulphilosophie verächtlich, und die demonstrativische Lehrart hat die Philosophie der Neuen zum Theil unangenehm, ja zweifelhafter gemacht, als sie vorher war. Man lieſſet eine Menge Kleinigkeiten, (sagt man) die auch Kindern bekannt sind, und wir müssen viele Zeit verschwenden, uns von Wahrheiten überzeugen zu lassen, woran wir niemals gezweifelt haben. Im gemeinen Leben können wir die Philosophie nicht anbringen, es müſſte denn bey einer Gelegenheit seyn, wo ein paar Pedanten sich in einer Gesellschaft zankten. Die Gottesgelehrtheit,

Rechtsgelehrsamkeit und Arzneiwissenschaft haben einen unmittelbaren Nutzen, und um solche zu erlernen, hat man nicht nöthig, sich mit der Philosophie vorher zu plagen, da mit dem Vortrage dieser Wissenschaften selbst die Philosophie schon verknüpft ist. Die Philosophie besteht aus lauter Hypothesen, worunter einige ein gewisses Glück gemacht haben. *Des Cartes, Leibniz*, und so weit auch *Wolf* waren solche glückliche Ostindienfahrer: Tausend sind arm zurücke gekommen. Wer berühmt werden will, *sammle*; schreibe von Kleinigkeiten, von welchen andere, welche die Sache am besten verstanden, sich geschämet hatten zu schreiben. Will er besonders den *Grossen* auch in einem andern Sinne machen: so führe er die Pedanten in die Vorgemächer grosser Herren, lasse sie an der Thüre des Cabinets hocken, und wenn sie darauf Dinge hören, die jeder Hofdomestik weiß, und täglich davon spricht: so werden sie den Schriftsteller, der ihnen solche Entdeckungen gemacht hat, bis in Himmel erheben. Aber die Mathematik - darauf kommt es an. Ein grosser Algebraist wird von Königen gesucht, und gesprochen die nichts von der Algebra verstehen; er wird in die entfernteste Reiche berufen, um einen künftigen *Souverain*

zu bilden, und da vermutlich die großen Herrn nach ihrem Tode in die Gestirne verſezet werden, iſt es freylich ſehr ræthlich, ſie in Zeiten zur Sternkunde anzuführen.

§. XVI.

Es iſt bekannt, in welchem Anſehen jezo die Cameralwiſſenſchaft ſowohl in der politiſchen, als gelehrten Welt ſtehe. Man fängt ſchon an, dieſer Wiſſenſchaft den Vorzug faſt für allen andern, und wenigſtens für der Philoſophie, in ſo weit ſich ſolche von andern Wiſſenſchaften unterſcheidet, zu geben. Es glauben manche etwas recht artiges zu ſagen, wenn ſie, um den vorzüglichen Preis, den ſie der Cameralwiſſenſchaft, oder auch nur der Haushaltungskunſt, welche ein Theil derſelben iſt, beylegen, recht deutlich auszudrücken, von einem erfahrenen Ackermanne behaupten, daß er dem gemeinen Weſen weit nützlicher, als der tieffinnigſte Philoſoph ſey. Wie ſoll man den wahren Werth des einen und des andern beſtimmen? Geſetzt, der Ackermann trüge durch ſeinen Fleiß zur Unterhaltung des Lebens mehr bey, als der Philoſoph; ſo ſehe ich doch nicht ab, wie ihm aus dieſem Grunde der Vorzug zu geben ſey. Ein Huhn, das fleißig Eyer legt, trägt auch zu Unterhaltung un-

unfers Lebens unmittelbar mehr bey , als der Philosoph , dessen Monaden weder gefotten , noch gebraten werden können. Ein Huhn ist also dem gemeinen Wesen nützlicher , als der Philosoph. Allein wer würde den Ackermann bewegen , für ein mehreres zu sorgen , als er und die Seinigen nöthig haben , wenn es nicht der Philosoph wäre , welcher die Menschen gefelliger macht , und die Banden der Gesellschaft in den berühmten Knoten weislich verwirret , welchen auch kein Schwerdt mehr trennen kan ?

§. XVII.

Die Philosophie ist die Kænntnis der ersten Gründe der Dinge , und ihres innersten Zusammenhangs , so wie auch ihres wahren Werths. Sie ist eine Kænntnis , welche zum Theile schon in uns , nemlich unserer Seele , liegt ; zum Theile aber in den Dingen selbst erforschet werden muß. Sie liegt in uns , so viel die allgemeine Vernunft-Wahrheiten anlangt , welchen wir aus einem inneren uns noch unbekannten Zwange so gleich Beyfall geben , als sie uns vorgetragen werden , oder ein vorkommender Fall uns an solche erinnert. Es liegt eine Metaphysik tief in uns begraben ; aber bey wenigen entwickeln sich die metaphysischen Begriffe , deren Evidenz mit der Mathematischen

gar nicht verglichen werden kan ; sondern , als keiner Vergleichung fähig , an sich betrachtet werden muß. Mit den Gründen , welche in den Dingen selbst liegen , hat es eine andere Bewandnis. Wir können den Ursprung der Metalle und anderer Producten der Erde nicht anders ergründen , als wenn wir Versuche mit diesen Dingen selbst anstellen , und alles an ihnen betrachten , was sich unsern Sinnen von ihnen darstellt. Die ersten eigenthümlich - oder privativen Theile der Metalle sind also die ersten Gründe derselben , und die ersten Gründe der Metallen sind also in den Metallen selbst zu suchen. Was unseren Sinnen unmöglich zu erreichen ist , ist der meditirenden Seele aufbehalten. Gesezt , die Kænntnis der ersten Gründe der Dinge wäre uns gänzlich versaget : so sind uns doch keine Betrachtungen über diese wichtige Gegenstände versaget , und man verstehe also unter der Philosophie eine Sammlung an einander hängender Betrachtungen über die ersten Gründe der Dinge , und ihren wahren Werth. Ein mehreres darf ich nicht hinzusezen ; ich schreibe hier kein philosophisches Lehrbuch.

§. XVIII.

Wer nun von Natur dazu geschickt ist , eine Untersuchung der ersten Gründe der Dinge und

ihres innersten Zusammenhangs zu unternehmen, der wage es getrost, und fürchte nicht, ein unnützes Mitglied der allgemeinen Gesellschaft zu werden. Er leistet zwar derselben vielleicht keinen unmittelbaren Nutzen, wie es scheint; er wird vielleicht gar in dem Jahrhunderte, in welchem er lebt, von niemand verstanden; allein er ist einer Quelle gleich, die ein Reisender nicht eher einer Aufmerksamkeit würdigt, als bis er an den Stroh kommt, welcher Schiffe trägt, und unterrichtet wird, daß dieser Stroh ohne die von ihm nicht bemerkte Quelle nicht entstanden seyn, und folglich ihm die Bequemlichkeit und das Vergnügen nicht verschafft haben würde, welches er nunmehr mit Dank erkennt.

§. XIX.

Wenn ich also von einem, und zumahl dirigirenden, Cameralisten Philosophie fordere: so ist es nicht die Schulphilosophie, welche ich verlange. Ich verlange von ihm eine Kæntnis allgemeiner Grundsätze, vom ganzen Zusammenhange der Dinge, und nach solchen eingerichtete viele und reife Meditationen, wodurch er endlich in den Stand gesetzt werde, eine jede Sache im Ganzen einzusehen. Ein solcher Philosoph unterscheidet sich also dadurch von einem Schulphiloso-

phen, daß er sich nicht bey bloßen Kunstwörtern, unnützen Wortspizfindigkeiten, abgezirkelten Definitionen, überflüssigen Distinctionen, noch bey dem, auch noch so vernünftigen, aber bloßen Raïonniren aufhält, sondern die erkann- ten Wahrheiten auf die ihm begegnende Fälle anwendet, und dadurch sich ein practisches Urtheil erwirbt, womit er, bey hinzukommen- den guten Eigenschaften des Herzens, gleichsam, Wunder thun kan. Es ist ferner der gute Geschmack der Schulphilosophie eben nicht eigen; es heißt aber, mit gutem Geschmake philosophiren, nichts anders, als die schönen Wissenschaften mit der Philosophie verbinden, und, wenn dieses geschieht, so wird auch niemand mehr an dem wichtigen Einflusse, welchen die Philosophie in das gemeine Wohl hat, zweiffeln. Die Verbindung der Philosophie mit der Geschichte gleicht der Verbindung einer Seele mit einem Körper. Wer also philosophiret, wird gar bald inne werden, welch ein großer Nutzen dem gemeinen Wesen aus dem Wachsthume der Philosophie entstehe, und wie wenig Begriff jene Leute von der Philosophie haben, welche diesen großen Nutzen nicht einsehen, und von den Philosophen oft ein noch lächerlicheres Urtheil fällen, als die Alten von

den Antipoden gefællt haben. Aber ich schliesse auch selbst unter dem Namen Philosophie alle Arten von Hypothesen nicht aus, die ihren grossen Nutzen haben; aber freylich sich in keine philosophische Lehrbücher schicken -- Wird doch in der grossen commercirenden Welt das wenigste mit klingender Münze; das meiste mit Papier und sonst idealisch bezahlt.

§. XX.

Ein dirigirender, oder allgemeiner Cameralist muss nothwendig, wie oben (§. 8) schon berührt worden, und sich von selbst versteht, die Situation des Staats, welchem er dienen will, und alles, was die allgemeine Idee von desselben Wohlfahrt in sich bezieht, im Ganzen einsehen, und wie wenig dieses ohne Philosophie möglich sey, ist hoffentlich an sich schon klar. Aber trockene Definitionen, und Wortschlüsse, welche die meisten Logicker, oft wie die Dratzieher, durch ihre künstliche Form zwingen, machen es freylich nicht aus. Wie mancher Cameralist wird, ohne es zu wissen, mit grösstem Eifer an dem Verderben des grössten Theils der Landeseinwohner arbeiten, und Heldenthaten verrichtet, oder das ganze Land glücklich gemacht zu haben glauben, wenn er nichts von

allem diesem gethan ; sondern nur einiger weniger eigennützigem und undankbaren Leuthe besondere Wohlfahrt befördert hat. Wie mancher wird ein großes Unternehmen anfangen, ohne dessen Unmöglichkeit einzusehen ? Wie mancher wird ein leichtes Unternehmen , welches zum größten Vortheile des Staates ausschlagen könnte , für unendlich schwer und gar für unmöglich halten ? Und warum ? Weil ihm der Besitz einer gefunden , und practischen , d. i. auf die vorkommende Fälle oft und mit Aufmerksamkeit angewendeten , Philosophie ermangelt , und die historische Unwissenheit noch hinzu kommt ; denn weil die eigne Erfahrung nicht hinreicht , oder doch , sich darauf allein zu verlassen , allzu gefährlich ist : so muß man sich allerdings von der Geschichte unterrichten lassen , was Staaten groß und glücklich ; klein und unglücklich gemacht habe , und welche Unternehmungen schon versucht worden , auch welche gelungen und mislungen , und aus welchen Ursachen sie glücklich vollendet , oder unterlassen , oder unglücklich ausgeführt worden.

§. XXI.

Schiffahrt und Handlung, Wissenschaften und Künste sind Zwillinge eines Jahrhunderts. Wie

vortreflich würde ein historisches Werk seyn, wo die Geschichte der Handlung und der Philosophie mit gutem Urtheile verknüpft, und beyder gemeines Schiksal in einer Erzählung der Nachwelt aufbehalten würde. Die Philosophie hat ihre Einflüsse in die Staatsveränderungen, Schifffahrt und Handlung; diese wieder in jene. Die Religion hat ihren Einfluß in die Philosophie: die Philosophie in die Religion. Die Religion ändert die Verfassung eines Staates; eine Staatsveränderung ändert die Religion. Die wahre Religion bleibt in sich unveränderlich, wie die wahre Philosophie; dieses alles aber mit der Geschichte verknüpft, werden ganz neue Anmerkungen zum Vorscheine kommen. Ein anders ist also die Staatsgeschichte der Philosophie; ein anders, die gelehrte Geschichte derselben. Ein anders die philosophische Geschichte der Staaten, und ein anders die politische Geschichte derselben. Ein anders wieder die Philosophie der Geschichte überhaupt, aber in einem andern Sinne, als die Philosophie de l'Histoire par le prétendu Abbé Bazin. Genug hievon.

§. XXII.

Ein Land glücklich zu machen, ist der große Zweck des dirigirenden Cameralisten. Ohne aber

einen Begriff von der wahren Glückseligkeit eines Landes zu haben, ist es einem Cameralisten nicht möglich, das zu leisten, was von ihm gefordert wird, und wer kan sich rühmen, diesen Begriff zu haben, ohne ein Philosoph zu seyn? Es bleibt einmal wahr, dafs die Glückseligkeit eines Landes nicht blos im Ueberflusse der so genannten Glücksgüter bestehe, und dafs, wenn es für einen Subaltern-Cameralisten genug ist, nur für Nothdurft und Ueberflufs zu sorgen, der dirigirende Cameralist viel weitere Ausichten haben müsse. Die Wissenschaften, die man der Lehrart wegen trennet, verknüpft nicht nur der selbst meditirende Gelehrte wieder mit einander; sondern durch ihre Trennung in der Ausübung entstehet eben so mancher gefährlicher Contrast.

§. XXIII.

Es würden nemlich diejenigen einander entgegen, welche in Verbindung einerley Absichten zusammen wirken solten. Die Einsicht in das Ganze ist nicht jedermanns Ding. Ein Cameralist aber, der ein Philosoph zugleich ist, hat diese Einsicht. Man solte also nicht so viele, oft sonst verdiente und brauchbare, oft aber schlechte Leute, die nur etwas von der Landwirthschaft, und bisweilen auch von der Buch-

halterey verstehen, so fort für Cameralisten erklären, und hingegen Männern oft von den grœßten Einsichten, die nur in solches *Detail* sich nicht einlassen können, alle Cameraleinsichten so fort absprechen. Das groſſe Ungemächliche entstehet daraus, daß das gemeine Wesen den Nutzen entbehren muß, welchen solche Männer von Einsichten ihm verschaffen können, und hingegen mit dem Finanz- oder Cameral-Wesen die wahre Gewalt des Staats in die Hände schlechter Leute kommt. Wann ich auch zur Erläuterung vorausseze, daß Regierungs- und Justiz-Sachen unschiklich mit einander verwirret werden, und folglich eine Regierung seze, die mit Justizsachen nichts zu thun habe: so wird ein jeder von selbst einsehen, daß die Cammerfachen auf das engeste mit den Regierungsfachen verknüpft seyen, wann man nur von den Cammerfachen wieder die Rechnungsfachen trennet: Regierung und Cammer solten also nur ein Collegium ausmachen. Eine Rechnungs-Cammer solte besonders angeordnet; die *Causæ fiscales* aber für ein besonderes Gericht gezogen, und solches mit Personen bestellet werden, die in Rechts- und Cameral-Sachen gleich geübet sind, und

und den grossen Unterschied zwischen der *Justitia commutativa* und *distributiva* nicht bloß theoretisch, und den Worten nach: sondern praktisch wissen, und eine lebendige Kenntniss davon haben.

§. XXIV.

Die Glückseligkeit eines Staates läßt sich nicht aus einer trocknen Definition erkennen, wie oben schon angemerkt worden. Es ist wahr, glückselige Bürger eines Staates müssen vernünftige Menschen, und keine gemästete Thiere seyn. Der arme Bauer selber muß sich seiner Vernunft erfreuen können, und dürfen. Große Lasten, Vervielfältigung solcher Geschäfte, welche nur die Wohlfahrt des Leibes zum Ziele haben, welche den Leib, für den geforgt wird, ermüden, und vor der Zeit entkräften; die Sorgen der Nahrung; ein blinder unbedingter Gehorsam, der mit Ungestüm gefordert wird, ersticken die Vernunft. Aber aus tausend Definitionsschlüssen wird so viel nicht heraus kommen, als aus einer einzigen *vernünftigen* Erfahrung. Es giebt eine, *den Worten nach*, unzusammenhängende Philosophie, die aber auf den reellen Zusammenhang der Dinge sich gründet. Man muß in den Staaten, welche dem äußern Ansehen nach am besten eingerichtet sind, erst eine Men-

ge Unglückseliger kennen gelernet haben, ehe man von der Glückseligkeit eines Staates urtheilen will? Wer aus Erfahrung davon schreibt, richtet sich nach keinen Schulgesetzen. Viele werden aber durch öffentliche, gedruckte Urtheile, welche von Leuten gefället werden, die keine Erfahrung haben, abgeschreckt. Es erforderte diese Betrachtung ein eignes Capitel.

§. XXV.

In einem ganz andern Zustande, als in welchen die Cameralisten ein Land zu versehen versprechen, kan ein ganzes Volk bey wenigern Beschäftigungen glükseelig seyn. Alle Cameralanstalten, wodurch wir zum Eigennuze recht gezwungen, und von moralischen Gegenständen abgezogen werden, hindern die Glükseeligkeit, und machen aus Menschen Thiere. So gar suchen gewisse Academien die Philosophie gleichsam zu verdringen, und man solte aus den meisten ihre Preisfragen schließen, als ob unter ihrer Errichtung ein blosses gemeines Cameralinteresse gesucht worden sey. Vielleicht wird man sie auch abschaffen, wenn die Vermehrung der Accise, worauf man gerechnet, nicht erfolgt. Nur für eine öconomische oder Ackerbau - Gesellschaft schicket es sich, mit dem besten Dünger,

dem Brande im Korne , der besten Zubereitung des Kalkes sich zu beschæftigen; aber von einer Academie der Wissenschaften erwartet man, dafs solche sich allemal nur um ein Ganzes, und kein Stückwerck, oder *Détail* bekümmere, alte und neue Systemen gründlich unterfuche, und wo möglich, vereinbare, unsere Begriffe immer mehrers *generalisire*, und unsere Bestimmung auf allen möglichen Seiten betrachte.

§. XXVI.

Es ist unbegreiflich, blos auf Zusammenhäufung so genannter Schæze *ohne einen bestimmten Endzweck* zu sehen. Ein sehr kleiner Herr, der sich aber einmal in Kopf setzt, seine Unabhängigkeit behaupten zu wollen, hat Ursache zu dem Geize eines *Crassus*, oder der Eitelkeit eines *Cræsus*. Dieser hat Ursache zu dem Eigennuze, wovon *la Beaumelle* sagt: *Tout homme, qui pense sensément, ne projette jamais que pour lui même.* Aber ein grosser Herr, der nur auf die Vertheidigung seines grossen Landes, und nicht auf Eroberungen denkt, was hindert ihn, seine Unterthanen zu Bewahrern des Schazes des Staates zu machen? Sie sind die treuesten Bewahrer desselben. Ein auswärtiger Handel kan mehr Geld; aber auch mehr Gefahr in sein Land brin-

gen. Sinnet er auf Eroberungen. Wozu braucht er Geld? Er kan ja aus allem Geld machen. Er schone also sein Land. *)

§. XXVII.

Es ist jezt nicht mehr die Rede von Errichtung eines neuen Staates; aber daraus folgt noch lange nicht, daß wir es bey alten Vorurtheilen lassen müßten. Das ist eben die Kunst, daß wir an einem alten Gebäude nicht nur flicken, damit es überhaupt später einfalle; sondern auch in seiner inneren Einrichtung mit solcher Vorsicht Verbesserungen anbringen, daß Dach und Fach dabey bestehen können, so lange es möglich ist. Das nehmliche Gebäude kan, bey einer verbesserten innern Einrichtung, eben so lange, als ohne dieselbe durch Flickwerk erhalten werden.

*) Wäre in Frankreich ein Philosoph bey Errichtung seines Finanzsystems zu Rahte gezogen worden, er würde niemahls die im wahren Grunde gottlose Maxime gebilligt haben, wovon uns der Verfasser der *Remarques sur les Avantages & les Des-Avantages de la France* p. 23. folgende Nachricht giebt: *C'est une maxime reçue en France, qu'il ne faut pas que le paysan soit dans l'Aisance -- Loin d'être Aises. les paysans de France n'ont pas même la subsistance nécessaire --- chez les Laboureurs François l'exterieur seul annonce le dépérissement du corps, & l'anéantissement des facultés de l'ame.*

Wer wolte sich z. E. bey einer fehlerhaften Regierungsform lange aufhalten, wo er ungeachtet derselben allenthalben dem gemeinen Wesen die grœßten Dienste leisten kan? Ließte *August* dem Rœmischen Volke die Namen und Zeichen der Freyheit: so können wir Despoten mit gleicher Münze bezahlen, und ihnen Namen und Zeichen der despotischen Gewalt lassen; in der That aber frey seyn.

§. XXVIII.

Wo noch verlassene Wælder, allgemeine Jagden, Strœhme und Seen zu gemeinem Gebrauche; wo noch keine Felder zum Baue abgemessen; noch keine Verträge und Gefæze wegen des Eigenthumes da sind: da forge ein jeder für sich, und da wird es sich beym Anblicke eines Kranken zeigen, wer Menschenliebe, und wer keine hat. Aber wo uns alle natürliche Mittel, und so gar die außerordentlichen benommen sind: da müssen sie uns ersetzt werden; da fordern wir mit Rechte eine solche Einrichtung, wo keiner ohne seine eigne Schuld Mangel leiden kan. Heißt aber dieses durch seine Schuld Mangel leiden, wo dorten Geiz oder Nachlässigkeit dem Tagelöhner die Arbeit versaget? Wo der schlechte Arbeiter des wohlfeilern Lohns wegen dem tüchti-

gen vorgezogen wird? Wo die Verschwendung die Lebensmittel vertheuret? Wo ein Schimpf mit gewissen Erwerbungsarten verknüpft ist, welche die letzte Zuflucht der Söhne verdorbener Väter seyn könnte? Und wo wird dafür gesorget? Wo werden nicht vielmehr noch täglich dem Eigennuze Tempel und Altäre gebauet? Der Eigennuz aber kan und muß ausgerottet werden; man jage nur den *Luxum* über den Rhein zurücke: so wird der erkünstelte Eigennutz wegfallen: ein Temperamentsgeiz wird bey wenigen menschlichen Raben nur noch bleiben, weil die Natur unfern von ihr vorausgesehenen Menschen-Stolz demüthigen wollen. Ich rede dermalen als ein Deutscher. Wo kein *Luxus* ist, ist auch kein Eigennuz im eigentlichen Sinne.

§. XXIX.

Betrachtet man nun die Cameralverfassung in diesem oder jenem Staate nach obigen Grundsätzen: so sollte man fast auf die Gedanken gerathen, es könne der Regent, oder sein dirigirender Cameralist unmöglich die Absicht gehabt haben, seiner Unterthanen oder Mitbürgerr Wohlfahrt zu befördern. Man sollte glauben, es habe sich ein geiziger und unbilliger Kaufmann zum Oberhaupte des gemeinen Wesens gemacht, welcher

in allen Fällen nach seinen eigennützigen Kaufmannsmaximen handelte. Ein solches Urtheil findet gewissermassen von einem Herrn statt, welcher keine andere Cameralanstalten macht: als solche, wodurch, wo möglich, das ganze Vermögen seiner Unterthanen in seine Cassen geleitet werde. Dieses geschieht mittelst der fast unendlich verschiedenen Arten von Steuern und Abgaben, und einer solchen Direction des auswärtigen oder einheimischen Kaufhandels, vermöge welcher der Regent den grössten Theil des Gewinnes zieht. Es ist auch allerdings wahr, daß die Cameralverfassung in den meisten Staaten kein ander Ansehen habe. Ich will die in *Asien* und *Africa* herrschende *Despoten* nicht anführen, welche keine Unterthanen, sondern Slaven haben, und die alleinige Herren aller Producten und Schätze ihrer Länder sind. In solchen Ländern ist eigentlich gar keine Cameralverfassung: denn die Grundsätze der wahren Cameralwissenschaft finden daselbst unmöglich eine Anwendung. Der Vater verkauft seinen Sohn zum Slaven. Der Sohn den Vater, und solten ja unter diesen Elenden noch Glückselige seyn; so sind es nur die noch unbezwungenen Wilden. In *Europa* sind Staaten; wo man noch Spuren von einer wahren Re-

gierungskunst findet; allein das Böse ist mit dem Guten gar zu sehr vermischt, und kan in einem Betrachte gar nicht; in dem andern aber ohne Gefahr eines größern Uebels nicht davon getrennet werden. Das betrübteste ist, daß die falschen Staatsmaximen des einen Regentens oft dem andern Gesetze sind, von welchen er sich so leicht nicht dispensiren kan. Gar viele Cameralanstalten sind oft nur als Repressalien anzusehen. Hieher gehören gewisse Verordnungen wegen der Zölle und Accise, wegen des von ausziehenden Unterthanen zurück zu lassenden Theils ihres Vermögens, das Verboht der Ein- und Ausfuhr gewisser Waaren und viele andere solche, das commercium der Menschen unter einander, und ihre natürliche Freyheit einschränkende Anstalten: alles in seiner richtigen Masse genommen.

§. XXX.

Wenn ein Herr mehrere Troupen hält, als er ohne Beschwerung seines Landes halten kan: so handelt er allerdings nach einer falschen Staatsmaxime; er setzt aber (*caeteris paribus*) seinen Nachbarn in die Nothwendigkeit, nach derselben falschen Staatsmaxime zu handeln. Es kan also ein wahrer Cameralist deswegen noch keiner falschen Grundfæze beschuldigt werden, wenn er so lange

auf Abwegen geht, als die rechte und gerade Straise ihm abgegraben ist, und hier kömmt es nur darauf an, daß unter zweyen Uebeln das kleinste mit Klugheit gewählet werde. Dieser Entschuldigung darf sich aber der dirigirende Cameralist des mächtigern Staats, welcher durch seine, von den wahren Grundfäzen abweichende, Cameralanstalten die mindermächtigen Nachbarn zu gleichen Abweichungen gezwungen hat, nicht anmassen. Er dürfte nur den Anfang machen, nach wahren Grundfäzen zu handeln, so würden seine Nachbarn ihm entweder freywillig nachfolgen, oder aus gleicher Nohtwendigkeit, wie in dem erstern Falle, ihm nachfolgen müssen.

§. XXXI.

Die bekanten Leidenschaften, Geiz, Ehrgeiz, Wollust, sind es nicht allein, welche auf falsche Staatsmaximen leiten. Von der Gutherzigkeit ist nur noch ein Schritt zur blinden Verschwendung, welche eine Privatperson am Ende in Verzweiflung stürzt, aus dem gutherzigen Regenten aber einen Tyrannen macht. Eine Unwissenheit von gewisser Art, wo es an den so nöthigen, als den wenigsten gelingenden Abstractionen fehlet. Vorurtheile, die der Regent von seinem Verhältnisse gegen die Unterthanen hat,

und leyder! oft, und leyder! meistens die Mode, die blinde Nachahmung, der *geprägte* Verstand, die cursirende Münze des Wizes, wobey in unsern Tagen die Franzosen das von ihnen erfundene *Droit de Seigneurie* am glücklichsten ausüben, können als die Hauptquellen jener falschen Staatspraktiken unbedenklich angegeben werden. Aber dem sey, wie ihm wolle; wo Staatsnöthen sind, muß Raht geschaffet werden. Ein wahrer Cameralist wird auch auf die rechte Mittel verfallen; er wird den so genannten *Luxum* am Hofe zuerst, und so denn allenthalben im Lande also einzuschränken suchen, daß allemal am rechten Orte der Anfang gemacht werde. Der rechte Ort ist aber überhaupt derjenige, wo der *Luxus* zufälliger Weise Unordnungen erzeugt hat, die mit ihm keine Gemeinschaft haben, so daß der *Luxus* an sich, oder auf eine Zeitlang geduldet werden, und doch durch Abschaffung solcher Unordnungen ein großes gewonnen werden könnte. Man gehet hernach weiter, und greiffet das Uebel an der Wurzel an, und leget sich mehr als jemals auf die Kunst; aus wenigem viel, und aus Papier Geld zu machen. Das letztere ist ein fürtreffliches Mittel, wenn nemlich alle übrige Einrichtungen damit völlig

übereinstimmen. Die gefährlichste Kunstgriffe sind diejenigen, wenn man das Münz - Regal alsdenn misbraucht, und darinnen das Mittel sucht, die leeren Cassen wieder zu füllen. Die franzoesische Politik ist in diesen Fällen nicht allemal die beste gewesen, und von dem so oft misbrauchten *Droit de Seignuriage* wird kein wahrer Cameralist etwas halten. In solchen Staatsnoethen wird vielmehr ein wahrer Cameralist ganz andere Mittel ausfündig zu machen suchen.

§. XXXII.

Das freye *Holland* und die freye *Schweiz* bestehen aus mehreren, von einander unabhængigen Staaten, weder *Holland* noch die *Schweiz* können also auf die unschæzbare *Einheit* eines freyen *Großbritanniens* einen Anspruch machen. Der Staats - Credit *Großbritanniens* ist also natürlich gröesser; mit dem Holländisch und Schweizerischen Kaufmanns - Credit hingegen kan es abwechseln. *Frankreich* könnte den gröesten Staats - Credit haben, wenn sein *Parlament* nur die alten unstrittigen Rechte behaupten könnte. Seine Verfassung würde alsdenn einen Vorzug haben, was man auch dawider einwenden mögte: denn die nemlichen Mittel, wodurch *Großbritannien* die Unterdrückung seiner Freyheit unmöglich zu

machen sucht, sind auch dieselben Mittel, wodurch solches so viele wesentliche Stücke der Glückseligkeit eines Volkes unmöglich, und seine Vertheidigung gegen eine endlich einmal doch gelingende Landung im höchsten Grade unsicher macht. In Deutschland kan zwar eine gewisse Freyheit der mittelbaren Deutschen, oder Unterthanen ohne die Temperatur der Landeshoheit mittelst entgegen gesetzter Landstände wohl bestehen; aber des Staats-Credits wegen solten allenthalben Landstände mit genugsam versicherten Rechten und Freyheiten anzutreffen seyn. Ich sage: allenthalben, wo nemlich das *Territorium* von gehoerigem Umfange ist.

§. XXXIII.

Das teutsche Reich scheinet vorzüglich mit falschen Cameralisten überschwemmet zu seyn. Nach seiner gesetzmässigen Verfassung solte es nur ein Interesse, und Haupt und Glieder also auch ein gemeinschaftliches wahres Interesse, und nicht verschiedene Staatsabsichten haben. Allein die meisten Stände suchen sich theils von dem Oberhaupt ganz unabhængig zu machen; theils sehen sie ihre Staaten unter einander selbst als solche abgesonderte Staaten an, die ein ganz verschiedenes Interesse hætten, und halten es für erlaubt, einer

auf den Ruin des andern seine Grösse zu bauen. Ein jeder sucht, wenn es nur möglich wäre, ohne Mittheilung des feinigens des andern Ueberflufs in sein Land zu ziehen. Man legt Fabriken an, um des andern schon längst etablirte Fabriken zu ruiniren; man verbietet zu dem Ende Ein- und Ausfuhr, wo es thunlich scheint; und kurz, einer hält den andern in seinen Grenzen gleichsam gefangen. Dieses sind offenbar in einem Reiche von einer solchen Verfassung, die Sache überhaupt betrachtet, unerlaubte und falsche Cameralmaximen. Daher entsteht die innere Noth der Lande der Stände, und eine solche Hemmung des wechselweisen Kaufhandels, wodurch er nicht etwan in einem gewissen Gleichgewichte erhalten; sondern endlich ganz aufgehoben wird, so wie zwey einander entgegen gesetzte gleich starke Kräfte die Ruhe eines Körpers wirken. Kriege sind alsdenn unvermeidlich, und das reciprocirliche commercium wird nicht anders als durch eine grofse Revolution wieder hergestellt.

§. XXXIV.

Es ist daher nicht zu verwundern, wenn so viele Cameralanstalten, bey genauerer Beleuchtung derselben, ihren Grund nur in Repressalien

haben. Die kleinen Stände sind überdieses nicht in der Lage, allemahl ein gemeinschaftliches Interesse mit ihren Unterthanen zu haben. Sie müssen oft gleich andern Privatpersonen handeln, wenn sie sich selbst erhalten wollen. Hier hält es sehr schwehr die allgemeinen Grundsätze von der Wohlfahrt eines Staats auf solche Länder anzuwenden, wo die Herren eingeschränkte Gerechtsame und ein nicht schlechterdings unerlaubtes Privatinteresse haben. Dieses Privatinteresse nun nach solchen wahren und allgemeinen Cameralgrundsätzen zu bestimmen, daß auf der einen Seite der Herr, und auf der andern die Unterthanen nicht leiden, erfordert wahrhaftig mehrere Wissenschaft, Einsicht und Erfahrung als es bey dem ersten Anblike der Sache manchem scheinen möchte, und ein kleiner Herr hat meistens einen großen Minister zu seiner, und seines kleinen Staats Erhaltung so nöthig als ihn der größte Herr immermehr und vorzüglich, nöthig zu haben scheinen möchte. Die berühmte Königin Christine hat sehr wohl gesagt, daß die Wohlfahrt des kleinsten Staats die Sorgen des größten Geistes erfoderte. Ein großer Staat schützt sich durch seine äußere Gröesse, wenn die innere Verfassung nur mittelmässig gut ist,

wider seine auswärtige Feinde: ein kleiner Staat erhält sich allein durch seine innere Grösse. Es ist leichter Eroberungen zu machen, als sich wider Eroberungen zu schützen. Jenes ist die kleine Beschäftigung des grossen, und dieses ist die grosse Sorge des kleinen Staats.

§. XXXV.

Wann keine Nation mehr haben wolte, als sie nothdürftig brauchte: so würde die Geschichte weder von Wanderungen der Völker, noch von Kriegen reden. Würde und könte der Kaufhandel allen Völkern ohne Vorzug und Einschränkung gleich erlaubt thunlich und bequem seyn: so würde auch kein Volk sich mehrerer Reichthümer, als das andere zu rühmen haben, und die Zufriedenheit vielleicht allgemein seyn. Man wende nicht ein, daß ein Land natürlich reicher als das andere sey; Ein Philosoph macht das Gold dem Eisen gleich, indem er den wahren Wehr der Dinge nach ihrer Bestimmung und dem vernünftigen Gehrauch derselben fest setzt. Jenen unglüklichen *Indianern* wäre das Eisen nützlicher, als das Gold gewesen, und den *Spaniern* die Cultur ihres eignen Landes vortheilhafter, als die Eroberung von Westindien. Ein mit *manilischen Gallionen* bedektes Meer enthält

keinen solchen Reichthum in sich, als ein gleich weit sich erstreckendes Kornfeld. Der Sturm, dort und hier, ein allgemeinerer, als gewöhnlicher, Hagel machen den Besiz beyderley Schätze gleich unsicher; hier aber in gewisser Absicht den Verlust gröesser. Zufriedenheit macht aus Hütten Palläste, und Unzufriedenheit aus einem Paradiese eine Wüste. Doch das sind *Lieux communs*, wird man sagen.

§. XXXVI.

Aber was helfen alle Predigten von der Zufriedenheit, wenn das unterdrückte Volk um Brod seufzet? Ein geschikter Arzt verspricht sich von den besten Arzneymitteln keine Wirkung, wenn er nicht die Hindernisse zuvorderst weggeräumt hat. Alsdenn aber werden die Predigten von der Zufriedenheit so wenig überflüssig, als vergeblich seyn.

§. XXXVII.

Es ist kaum glaublich, wie leicht manche ehlende Projectenmacher den Nahmen und den Ruhm grosser Cameralisten davon getragen; dahingegen gründliche und wahrhaftig grosse Geister nur im Dunklen, den æchten Edelsteinen gleich, geleuchtet haben. Mehr als einer Ursache ist dieses ungleiche Schiksal zuzuschreiben. Die Wissenschaft einiger nützlichen Kleinigkeiten macht ei-
nen

nen kleinen Geist in den Augen des Pöbels groß; dahingegen das Stückwerk oder *Detail*, wie die Franzosen sagen, nimmermehr zum Wesentlichen eines großen Mannes gehört, wie der Ritter *Folard* in seinem *Polyb* wohl angemerkt hat: *Divers Généraux sont capables de faire le détail d'une Armée ou d'un Siège, & on les regarde comme fort habiles. Ils entendent le détail, & à la tête d'une Armée ce n'est rien. Cette sorte de connoissance n'est jamais entrée dans l'éloge d'un grand Capitaine, & elle n'a jamais fait l'essentiel du Général.* So viel ist indeffen auch gewiss, daß der große Cameralist, auf welchen diese Stelle vielleicht mit gleichem Rechte wie auf einen commandirenden General angewendet werden kan, ohne Hülfe derer, welche das *Detail* gründlich verstehen, oder ohne Hülfe gründlicher Subaltern - Cameralisten in einem Staate mehr nicht seyn werde, als das prächtigste Project von seiner Ausführung auf dem Papier ist.

§. XXXVIII.

Einem kleinen Herrn ist in der Regel ein solcher allgemeiner Cameralist gleich nöthig, als einem großen; er ist ihm aber oft unnütze, und zufälliger Weise schädlich, wenn ihm geschikte Subaltern - Cameralisten mangeln, und mit einem

(D)

oder einigen geschikten Subaltern-Cameralisten kan ein kleiner Herr bisweilen eher allein fortkommen, als ein groffer Herr mit der grœsten Menge der geschiktesten Subaltern-Cameralisten ohne den allgemeinen oder systematischen Cameralisten fortkommen kan. Hier zeigt sich also ein Unterschied.

§. XXXIX.

Diesen Abschnitt kan ich nicht ohne einige patriotische Wünsche beschliessen. Die meisten Schriften von Cameral - Finanz - Policy - oder Commerciën - Sachen, oder mit welchem Titel sie auch nur die Leser anlocken mögen, erzählen uns entweder blos die hier und dort gemachte Policy - Anstalten, oder ziehen gar daraus die Grundsæze der Cameralwissenschaft, welche die Vernunft sie allein lehren solte, und machen sich dadurch jenen Betrogenen gleich, welche aus gesammelten richterlichen Endurtheilen die Rechtsgrundsæze herleiten wollen; oder aber sie lehren uns nur, wie man mit dem Ruin anderer sich reicher machen kœnne, oder halten sich endlich gar mit unnützen Projecten oder længst bekannten gemeinen Haushaltungsvortheilen auf, und was sonst noch hieher gehærig und hievon zu sagen seyn mœgte. Ich nehme aber einige wenige Schriften, die sich allerdings unterscheiden, von dieser Critik billig

aus , ob sie mich gleich nicht abhalten , über den Mangel eines Werks zu klagen , welches unserm teutschen Vaterlande so wohl zu groffer Ehre , als großem Nuzen gereichen würde. Der künftige Verfasser dieses Werks müste sich den Endzwek vorsehen , I) Von der Wohlfahrt des teutschen Reichs , und was wesentlich hierzu erforderlich ist , ohne Rücksicht auf die Regierungsform desselben , und blos in Beziehung auf die angrenzende Nationen , und in Absicht auf dieses grossen Reiches Producten oder innerliche Reichthümer , die Gemüthsbeschaffenheit seiner Einwohner , ihre Sitten und Gebräuche u. f. w. zu handeln. Er müste also hier voraussetzen , daß das ganze Reich entweder unter einem einzigen *souverainen* Haupte stehe , oder die vielen Fürsten , von welchen es mit regiert wird , sich alle zu einem gemeinen Endzweke vereinigt hätten. Hieraus würde man leicht beurtheilen können , ob man von der gegenwärtigen politischen Verfassung des teutschen Reichs desselben Aufnahme oder Untergang zu hoffen , oder zu befürchten habe. Sodann würde II) die Frage beantwortet : wie die teutsche Cameralverfassung überhaupt beschaffen seyn würde und müste , wenn sie den heilsamen Reichsfasungen gemäße eingerichtet wäre , oder einge-

richtet werden müſte. III) Ob die gegenwärtige Cameralverfaſſung des teutſchen Reichs überhaupt, und die Particular - Cameralverfaſſungen einzelner beſonders beträchtlicher Stände ſolchen Reichsſazungen gemäſs oder zuwider, und worinn ſie denſelben gemäſs und worinn ſie ſolchen zuwider; auch ob ſolche Cameralverfaſſungen oder die Reichsſazungen beſſer gegründet ſeyen? nach Beantwortung dieſer Fragen würde entſchieden, ob eine allgemeine Reformation möglich und nöthig, und wie ſie allenfalls möglich zu machen, zumahl aber ohne Krieg zu Stande zu bringen ſey? Es ſey nun aber dieſes möglich oder nicht möglich; ſo giebt es die geſunde Vernunft zu erkennen, daſs, wo es brennt, eher an Löſchung des Feuers, als an die Anſtalten wider künftige Feuersgefahr zu denken ſey. Es machte alſo den Beſchluss dieſes wichtigen Werks ein ſo nach dem gegenwärtigen Zuſtande des teutſchen Reichs überhaupt, als auch beſonders nach den Particular - Staatsverfaſſungen einzelner Stände eingerichtetes teutſches Cameralſyſtem. Ich erbiethe mich, nicht zu der Vollziehung dieſes Plans, aber wohl das Werk mir anzuschaffen, wenn es die Preſſe verlaſſen haben wird.

Noch mehrere A n m e r k u n g e n.

§. XL.

Man erkennt einen wahren Cameralisten daran , wenn er für den Regenten also forget, daß die Unterthanen auch leben können. Doch das versteht sich von selbst, wird man sagen: man muß ja leben, und leben lassen. Gut; ich nehme es aber in einem andern Sinne. Die Römischen Slaven lebten auch, und wurden zum Theile leidlich gehalten; aber sie waren doch Slaven. Die Unterthanen sollen als freye Menschen leben, und sich dessen, was sie erwerben, erfreuen können. Will man sie aus Herrschfucht hart halten: so suchen, und finden sie Auswege, an die oft kein Mensch nicht denkt. Man spricht viel von der Baurenlist; aber ihre List ist nichts anders, als was die Natur sie selbst lehret, nemlich die Kunst, auch den strengsten Befehlen auszuweichen. Doch ich kehre zu den Hauptanstalten im Großen zurücke, und hier finden wir einen Hauptzug des Characters eines wahren Cameralisten, wenn

derselbe die Glückseligkeit seines Staates nicht auf das Verderben eines andern bauet. Selbst, wo der Endzwek auf die Eroberung eines Staates, oder dahin gehet, einen schon eroberten in der Abhängigkeit zu erhalten, ist es gefährlich, ihm die Subsistenzmittel zu entziehen. Das Verboth der Handlung nach Lissabon führte die Holländer nach Ostindien. Wenn ein mächtiger deutscher Staat durch besondere ihm vortheilhaft scheinende Anstalten des Commerz anderer deutschen Staaten bis auf einen gewissen Grad gehemmet haben wird, werden bey hinzukommenden andern Umstænden ganz neue Verfassungen im übrigen Teutschlande entstehen, an die jezt niemand denket.

§. XLI.

Wenn ich Pohlen und Rußland ausnehme, wo dort eine besondere Verfassung, hier der *Despotismus* der Bevoelkerung nothwendig hinderlich fallen; so kan ich in andern Europæischen Staaten, wo solche Mängel sich finden, die Ursache fast in nichts anderm suchen, als der ungleichen Austheilung der Stædte und Dörfer, wenn man die alte Gestalt von Teutschland betrachtet, und nur einen Blick auf den fürchterlichen Wald wirft, welcher unter dem Namen *Hercynia*,

wovon der *Harz* bekanntlich ein Ueberbleibsel ist, sechzig Tage Reisen lang gewesen : so muß man in Verwunderung gerathen , wie ein so ches Land in so hohen Grade durch blos natürliche Einwohner bevölkert werden können. Man mache den Schluß auf andere Staaten.

§. XLII.

Wo nichts mehr in einem Staate auszubauen ist, kan vernünftiger Weise auf Vermehrung der Unterthanen kein weiterer Bedacht genommen werden, als aus folgenden zweyen Gründen: dem ersten, daß man blos die Natur gewähren lassen, und nur die Hindernisse hinweg räumen wolle; den zweyten, daß die vermehrten Einwohner durch Handarbeiten, oder andere, als z. B. militärische Dienste, außer Landes Geld erwerben, und in das Land bringen sollen. Die natürlichen Einwohner behalten das Recht, sich ins unendliche zu vermehren, es mag daraus entstehen, was wolle; aber, in wie ferne Fremde ins Land zu ziehen, und dadurch das Land mehrers zu bevölkern sey: dieses ist der *freye* Gegenstand des Cameralisten, wo er seine Klugheit zeigen kan.

§. XLIII.

Die Einwohner eines Landes durch Belohnungen eines fruchtbaren Ehestandes, oder gar durch

Begünstigung des Beyschlaffes auſſer der Ehe, oder durch Geſtattung einer Polygamie zu vermehren, gehöret zu den künſtlichen Mitteln, die allemal den natürlichen weichen müſſen. Ein jeder fühlet den Trieb der Natur, und jeder würde heyrathen, wenn es ihm nicht ſo ſchwehr, und oft unmöglich gemacht würde. Der *Luxus* hindert es; dieſen ſchaffe man ab; man verbanne ſo viele von ihm herfürgebrachte Vorurtheile: ſo wird bey einer *Monogamie* weit mehr gewonnen werden, ob ich gleich in Anſehung der Eheſcheidungen mildere Geſetze nicht miſbilligen würde.

§. XLIV.

Die vervielfältigten Standes - Unterſchiede verderben alles. Die Anzahl der Müſſiggänger wird dadurch vermehret. Wir ſehen alle Tage das Unglück vor Augen, welches daher entſtehet. Der Kriegsſtand iſt eine elende Zuflucht. Abgedankte Officiers beneiden den pflügenden Bauren. Was ſie empfinden müſſen, iſt nicht auszudrücken. Was ſollen ſie anfangen? Was ſollen ſie thun? Die jezige Einrichtung des Militarſtandes ſcheinet nicht die mindeſte Beziehung auf die Wohlfahrt eines Landes zu haben. Die Stiftung eines beſondern Militar - Bettel - Ordens wäre indeſſen ein gutes Werk.

§. XLV.

Bey dem Aufwande des Staates kan fast allenthalben eine nicht geringe Sparfamkeit angebracht werden. Mit wenigern Civilbedienten, und wenigern Trouppen kan oft so viel, als mit mehreren, ausgerichtet werden. Diese Sorge macht den Cameralisten viele besondere Beschäftigungen, deren Erzählung aber sich besser in ein, für Subaltern - Cameralisten, geschriebenes Werk schicket. Es ist eine Einrichtung des Steuerwesens möglich, da der Unterthan weniger als jezo giebt, und der Herr mehr als jezo einnimmt. Man muß nur die *reelle fonds* von den *idealiſchen* wohl unterscheiden, und die Staatsarithmetik wohl inne haben.

§. XLVI.

Einem Theile der Einwohner eines Landes die Last des Ackerbaues besonders aufzulegen, hielte gar nichts widernatürliches in sich, wenn sie dem andere Theile nicht unterwürfig werden, und im Staate kein ausschweifend Commerz noch *Luxus* ist. Der andere Theil der Einwohner müſte den Ackerleuten theils mit unentbehrlichen Handwerken und Künſten dienen; vornehmlich aber sich in den Waffen üben. Die Verfaſſung von Sparta war nicht natürlich; in *Japan*

sind die Ackerleute auch wirkliche *Heloten*, der *Orankagas* in *Indien* Slaven sind nicht anders; warum aber in *Abyssinien* die Weiber, wie man sagt, den Acker bestellen müssen, wird kein galanter Franzose begreifen.

§. XLVII.

Das Eigenthum des Feldes muß denjenigen unwiederruflich verbleiben, welche es bauen; kein so genannter Edelmann, kein Kaufmann dürfte ein Feldgut besitzen, oder müste sich entschließen, selbst Hand an Pflug zu legen: so würde das Gleichgewichte erhalten. Der Städte mögten denn so große und so viele seyn, als sie wolten; so bald sie keine Feldgüter besitzen dürfen, bleibt das wahre Verhältniß zwischen den Ackerleuten, und den vom Ackerbaue befreiten Einwohnern noch immer, und nur die Abgaben oder Steuern können das Gleichwichte aufheben, und den Landmann verderben.

§. XLVIII.

Eine natürliche Einrichtung war bey den alten Teutschen. *Teutoni*, sagt Cæsar, *per vices & alternis annis arma gerebant, aut arabant*. Die Croaten thun es noch. *David Hume* sagt in seinem *Discours politique* p. 9. „man könne keine wahrscheinliche Ursache von dem Ueberge-

„wichte der Macht der ältesten Staaten über die
„heutigen anführen , als dafs bey ihnen kein
„Commerz und kein *Luxus* gewesen. Die A-
„ckerleute hatten von ihrem Feldbaue so viel ü-
„brig behalten, dafs sie eine grosse Menge Sol-
„daten ernähren können, weil in Ermangelung
„des Commerzes und *Luxus* wenig Handwerker
oder Künstler zu unterhalten gewesen. *Titus*
„Livius sage: dafs zu seiner Zeit *Rom* Mühe
„gehabt haben würde , ein so grosses Heer auf-
„zubringen, als es im Anfange seiner Stiftung
„gegen die *Gallier* und *Latiner* ins Feld geschi-
„ket habe „ Die Betrachtung der alten *Teuto-*
nen, wo die eine Hälfte pflügte, wann die an-
dere Krieg führte, oder sich in Waffen übte,
führet natürlich auf den Gedanken einer zu er-
richtenden militärischen Colonie.

§. XLIX.

Ich weifs nicht, wie Sully auf den Einfall ge-
kommen, dafs keine Reichthümer in den Gegen-
den der neuen Welt zu hoffen seyen, welche ü-
ber den vierzigsten Grad der Breite lägen; *
aber das weifs ich, dafs wir jenes Gold und
Silber wohl hätten entbehren können. Die Fra-
ge, ob es ræthlicher sey, Colonisten von einan-

* Ses Memoires T. II. p. 293.

der zu trennen, oder sie beysammen zu halten, hat *Baco* dahin entschieden, daß das letztere rathlicher sey; aber aus schwachen Gründen. Denn wer würde Colonien in wüste Lænder schicken, um sie ihrem Schiksale zu überlassen, und sich nicht weiter um sie zu bekümmern? Werden aber gleichförmige Anstalten gemacht: so rechnet man aus, wie viel Hufen Landes z. E. tausend Colonisten zu ihrer Subsistenz brauchen, und giebt ihnen darauf dreymal so viel, um gleich Anfangs einen Grund zu einer natürlichen Ausbreitung oder Bevoölkerung zu legen. Andere Tausend trennet man von ihnen, und weist ihnen eben so viel Land an. Ist das Land gut; so ist ein paar Ochsen hinreichend, ein Feld von neunzig Morgen, oder drey Hufen zu bestreiten. Der Morgen kan ein Fuder, d. i. drey Achtel, ertragen, das Achtel zu 160, auch zu 180 Pfund gerechnet. Acht Morgen Landes, mit proportionirlichen Wieswachse, können einen Mittelbauer zur Noth erhalten. Für einen Neuanbauer ist aber eine ganze Hufe noch zu wenig. Er muß viel vor sich haben, nach und nach anzubauen. Das sind aber schlechte Colonien-Anstalten, wo man neue Städte und Dorfer bauet, und die nahegelegenen schon vorhandenen Städte oder Dörfer

schwæchet, so, daß am Ende nichts anders herauskommet, als ein: *Veteres migrate Coloni!*

§. L.

Der Verfasser eines bekannten Werkes * hat es sehr wahrsc einlich gemacht, daß die Entvoelkerung *Spaniens* mehr den übermassigen Auflagen, als den allerdings deren mitschuldigen Westindischen Colonien und Vertreibung der *Mauren* zuzuschreiben sey. Das Volk klaget besonders über die so genannte Millionsteuer. Der fürtreffliche Marschall von Vauban sagt in seinem *Disme Royale* p. 22. „Wann das Volk nicht „durch die Steuern so unterdrücket würde, wür- „den so viele damit verknüpfte Ungemächlichkeiten und Sorgen die Leute nicht vom Heyrathen abschrecken; sie würden sich besser nähren „und kleiden, (und hier mögte ich hinzusetzen, der Wunsch *Heinrich* des IV. erfüllet werden, daß jeder Bauer des Sonntags ein Huhn mit Reis essen koente); ihre Kinder würden besser erzogen, „und am Leibe stärker werden, und die Leute „würden ihre Hausfachen angelegentlicher besorgen; denn wenn sie sähen, daß der gröeste „Theil des Gewinstes ihnen bleibe, würde dieses

* *Considerations sur les Finances d'Espagne, à Dresde 1753.*

„ihnen denjenigen Mut einflößen, ohne welchem
 „kein Fleiß und Eifer zur Arbeit verlangt werden kan.

§. LI.

Das Land ist allerdings glücklich, welches reich an solchen Producten ist, die es wo nicht ganz, doch großen Theils entbehren, und durch deren Ausfuhr so viel gewinnen kan, als zu Bestreitung des Staatsaufwandes erfordert wird. Aber auch unter den unentbehrlichen Producten, als Korn und Salz, kan eines oder das andere zuweilen hinreichend seyn, den Aufwand des Staates zu bestreiten. *Meloni* meint, daß alle Auflagen auf das Korn gelegt werden könnten, es müßte aber dessen Preis auf beständig festgesetzt werden.

§. LII.

Es ist hierbey diese Anmerkung zu machen, daß die Veränderlichkeit des Preisses mehr als eine Ursache habe. Eine große Veränderung im Preise der Lebensmittel verursacht eine Staatsscholik, und diese figürliche Cholik ist mit der eigentlichen gar wohl also zu vergleichen, daß, wie die gar vielfachen Mittel wider die eigentliche Cholik oft sehr unglücklich angewendet werden, weil diese Krankheit mehr als eine Ursache

hat, also es auch an jenem, in diese Vergleichung gebrachten Orte, nicht anders bewandt sey. Nur eines anzuführen, so soll das Steigen der Kornpreise für diesmal von einer misrathenen Erde herrühren. Der Ackermann hat nur so viel in die Scheunen gebracht, als zu seiner Subsistenz, und künftigen Saat, zureicht. Wie kan er etwas abgeben, ohne seine Nohtdurft zu schmälern? Er kan sie aber schmälern; er kan sich mit wenigerem, als er sonst gewohnt ist, behelfen. Er kan mehr mit andern Erdfrüchten, als mit Brode, seinen Hunger stillen; er kan sein Brod mit Gerste und Hafer vermischen; er kan --- doch so weit genug. Soll er aber dieses ohne alle Belohnung thun, und was, als der erhöehete Preiss, kan seine Belohnung seyn?

§. LIII.

Systeme und Systeme sind nicht einerley, d. i. man nennt ein System, was kein Sachverständiger also nennen, oder wenigstens eine Einschränkung beyfügen wird. Die Dinge hängen aber natürlich zusammen, und hiervon ist die Rede, *daß man nichts verlange, was erst ein anderes voraussetzt, ohne das vorausgesetzte mit in seine Absicht zu nehmen.* Es lauft endlich alles auf den gemeinen Saz hinaus, daß kein Zweck oh-

ne Mittel erreicht werden könne. Aber ein anders ist es, wenn dieser gemein bekannte Satz mit Vernunft erkannt, und ausgesprochen wird; ein anders, wenn ein gelehrter Vogel ihn nachspricht.

§. LIV.

Denjenigen, welche zum Ackerbaue bestimmt werden, wird die Last auferleget, eine gewisse Anzahl anderer zu ernähren. Diese Anzahl muß schlechterdings bestimmt seyn; vermehret man sie, so leiden die Ackerleute darunter. Hier muß also *vorerst* die rechte Proportion getroffen, und beybehalten werden. Niemand muß *vor das andere* ein Feldgut besizen, das er nicht selber pflüget. Alles, was unterm Pfluge stehet, muß auch das Eigenthum des Ackermanns seyn. Der Handel mit dem Ueberflusse muß so wohl im Lande, als außer Landes, im Namen des ganzen gemeinen Wesens, und ohne kaufmännische Privatabsichten, sondern nach den Regeln wahrer Staatskunst getrieben werden. Kein *Luxus* findet also *vor das dritte und vierte* statt. Ein Anschlag muß *vor das fünfte* gemacht werden, wie viel ein jeder an Früchten *in Natura* abgeben könnte; man schlägt es darauf idealisch zu Gelde an, und dem Steuern-

renden muß frey bleiben, sein *Quantum in Natura* oder an Gelde zu liefern. Den *Luxum* habe ich schon ausgeschlossen. Die Offensivkriege, oder welche den Ehrgeiz, oder andere Leidenschaft zum Grunde haben, schliesse ich aus. Im Falle eines nothwendigen Defensivkrieges muß die Vaterlandsliebe alles wirken, und sie wird zu jeder Zeit Wunder thun. Dafs eine solche Verfassung auch eigne, oder von Ländern, wo die Verfassung anders ist, verschiedene Defensiv-Anstalten erfordere, versteht sich von selbst.

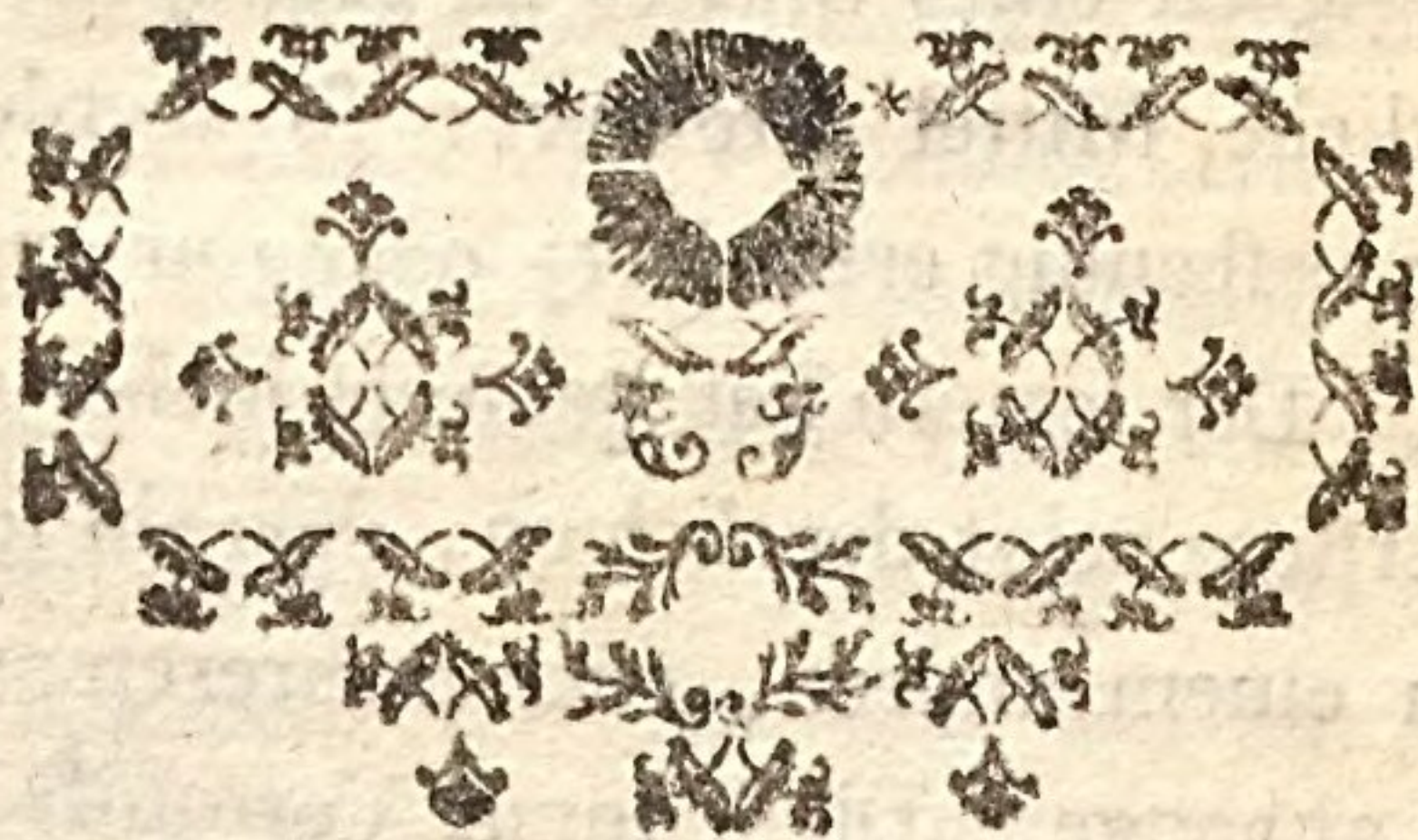
§, LV.

Um alles deutlich zu machen: so sehe ich alles nur von der Seite an, wie es seyn sollte, und müßte, wenn im Ernste die Rede von Beförderung der Wohlfahrt, oder Glückseligkeit der Völker wäre. Gesezt es würden, um die æufserer Unabhængigkeit eines Staates zu behaupten, außerordentliche Mittel erfordert: so werden sie entweder beständig erfordert; oder nur auf eine Zeitlang. Der letztere Fall gehöret hieher nicht, und der erstere zeigt deutlich an, dafs ein solcher Staat von einem andern, oder mehreren andern natürlich abhange. Die gesunde Vernunft wird einem jeden die Schlüsse sagen, die hier weiter zu machen sind. Nimmermehr sollte ein ganzes

Volk das Opfer des Privatinteresse eines oder weniger seyn.

§. LVI.

Es wäre der Mühe wehrt, hier oder dort den Versuch mit einer allgemeinen Consumtions-Accise, welche die Unterdrückung aller andern Steuer - Arten voraussetzet, zu machen. Doch dieses ist nur ein Einfall; neu wird er gewiß nicht seyn, und überhaupt redet man von solchen Sachen im Ernste nicht. Es kommt nur darauf an, wie des Herrn Einkünfte vermehret werden, es mag damit zugehen, wie es wolle. Warum? Er will die Welt erobern, und dazu braucht er Geld; oder er will ein *Versaille* bauen; oder er will --- Und weiß selbst nicht, was er will.

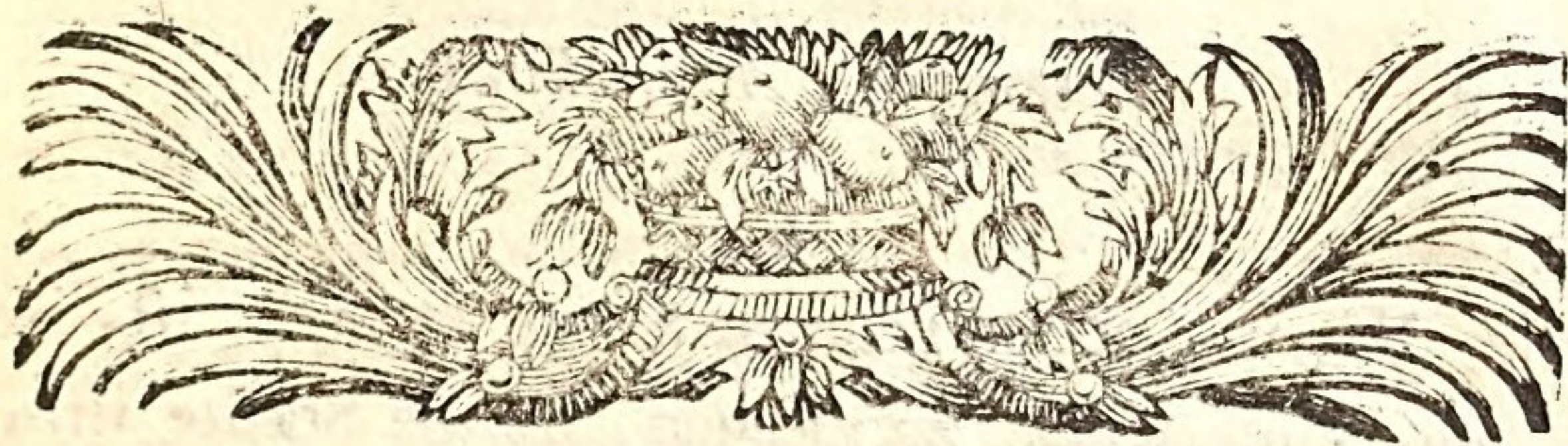


V e r m i s c h t e

A n m e r k u n g e n.

Vermittler

Am Ende



V e r m i s c h t e

A n m e r k u n g e n.



I.

Die Einschränkung des *Luxus* ist bloß wegen des daraus unvermeidlich entstehenden Verderbens der Sitten nothwendig, und daher zwischen einem reichen und armen Staate kein weiterer Unterschied zu machen, als daß in jenem nicht alles zum *Luxu* gerechnet werden kan, was in diesem nothwendig dazu gerechnet werden muß. In dem reichsten Staate muß aber der Ueppigkeit, wie in dem ærmsten, gesteuert werden. Die anders denken, betrachten den Menschen bloß nach seiner thierischen, nicht aber moralischen Natur.

II.

Wo von einem reichen Staate die Rede ist, ist ein Unterschied zu machen, ob die Stædte und das Land gleich reich seyen; oder der Reichthum nur in Stædten; auf den Dörfern aber nichts, als Armut angetroffen werde. Sind Stædte und das Land gleich reich; so müssen nothwendig grosse Inconvenienzien daher entstehen, und der Staatskörper ist im Ganzen alsdenn vollblütig. So scheinet der Zustand des alten Egyptens gewiesen, und jene Policeyeinrichtung dadurch veranlasset worden zu seyn, daß der Sohn eines Ackermannes wieder ein Ackermann werden; der Sohn eines Handwerkmannes aber wieder das nehmliche Handwerk treiben müssen.

III.

Wo das Land bey dem Reichthum der Stædte arm ist, rühret diese Armut in der Regul von dem *Luxu* der Stædte her. Dieser muß also eingeschränket, und auf dem Lande das Mittel zwischen Armut und Reichthum getroffen werden. Die vielen Abgaben, welche das Land arm machen, sind Geburten des *Luxus*. Macht hingegen von einer andern Seite der *Luxus* der Stædte das Land reich: so entstehen zwey Inconve-

nienzien daraus; die erste, daß die reichen Landleute sich in die Stædte ziehen, und das Land sich nach und nach entvoelkert; die zweyte, daß der Müßiggang, die Faulheit einreißet, und die Bauren, was sie selbst thun solten, durch fremde Knechte thun lassen. Endlich geht doch überhaupt so viel Geld aus dem Lande, daß der Staat darüber verdirbt, ohne sich wieder aufhelfen zu können.

IV.

Der *Luxus* vervielfältiget die Fabriken, die Anzahl der Müßiggænger, die entweder von gemæchlichen Diensten, oder angelegten Geldern leben, und er sêzt dadurch Millionen Menschen in die Gefahr, durch Hunger umzukommen. So bald die groffen Müßiggænger durch ihre Verschwendung verarmen; so bald also viele Menschen dienstlos werden; so bald die Fabriken still stehen; so bald ist auch dieser Fall da. Die Bedienten der Vornehmen verschwenden wieder: die Meister und Gefellen, welche für die Fabricanten arbeiten, führen meistens ein liederliches Leben, wie solches in *Lion* und andern Stædten jeder im Groffen tæglich wahrnehmen kan. Wo es am Debit der entbehrlichen Waaren fehlet, wer-

den so che wohlfeiler, und der *Luxus* dadurch allgemeiner.

V.

Ein seltsamer Einfall ist es, daher einen Grund zu Vertheidigung des *Luxus* nehmen zu wollen, weil unter dessen Abschaffung Tausende leiden, und um ihr Brod kommen würden: Denn ehe der *Luxus* sich allmählig einführte, war dieser Fall nicht vorhanden. Nunmehr aber verhält es sich mit den Arbeitern, die zum Ackerbaue nicht mehr tüchtig seyn möegten, freylich also, daß es schwer hält, eine andere Arbeit für sie ausfindig zu machen; aber es findet sich doch schon Raht, und wie gieng es in so manchen Fällen bey Erfindung neuer Maschinen, welche die Arme vieler Tausenden entbehrlich machten? Wie gieng es der ungeheuren Menge Schreiber, als die Buchdruckerkunst erfunden worden? Welch ein Unterschied ist endlich zwischen abgedankten Arbeitern, und abgedankten Soldaten, als daß jene sich ein Vermögen hätten erwerben können, wenn sie gewolt hätten?

VI.

Ein anders ist der *Luxus* des Staates; ein anders der *Luxus* einzelner Privatpersonen. Der Staat *luxuriiret*, wenn der solchen vorstellende Regent übermæssigen Pracht treibet, die aus allen Theilen der Welt zusammen gesucht wird. Die Materialien der Pracht, die im Reiche selbst sich finden, werden billig angewendet. Aber wenn z. B. kein Gold und Silber im Lande ist, wohl aber Kupfer oder Eisen; oder beydes zugleich: warum sollte nicht dieses Metall eben sowohl zur Pracht dienen können, wenn es in grosser Menge künstlich verarbeitet, und allenthalben mit Geschmacke angebracht würde? Allerley Holz kan zur Pracht künstlich bearbeitet werden. Böhmische, ja geschliffene Kieselsteine in grosser Menge können so wohl zur Pracht dienen, als der in kleiner Anzahl theuer erkaufte orientalische Diamant, indem die Pracht hier in der grossen Menge, und dem Geschmacke zu suchen wäre. Glas und Porcellan gehören auch hieher, und kan damit grosse Pracht getrieben werden. Was ein Land eigenthümliches, oder vorzügliches hat, wird als das Materiale einer Pracht, wo die Kunst es immer weiter bringen kan, auch vorzüglich erwählet. Mit den Briken, oder ge-

baknen Steinen haben die Egyptier erstaunenswürdige Werke aufgeführt. In Ansehung der Nahrungsart, oder Speisse und Trank, weiß jederman, wie vielerley Getränke die Kunst schon erfunden hat, welche den Mangel des Weines so wohl überhaupt, als verschiedene Gattungen desselben ersetzen. Die Kleidung betreffend, ist durch Festsetzung einer Nationaltracht bald Raht geschafft. Die Ordenssterne sind, den Misbrauch, der damit getrieben wird, bey Seite gesetzt, zur wohlfeilen Pracht besonders bequem.

VII.

Der Staat *luxuriiret*, wo die Unterschiede der Stände zu sehr vervielfältiget werden, es sey nun durch Vervielfältigung der hohen und niedern Bedienungen des Staates, oder durch die Freygebigkeit in Titeln. Die rechtmæssigen Wege, zu dem Adel, und noch mehr zu Titeln zu gelangen, solten genau bestimmt seyn. Der Staat *luxuriiret* ferner, wo der Handwerker, besonders der eigentlichen Künstler zu viele sind. Die Künstler solten nur besoldete Diener des Staates, oder des Regentens seyn. Es gehören auch hieher die vielen Universitäten, Gymnasien und lächerlich vervielfältigte Academien oder Gesellschaft

ten der Wissenschaften. Der Staat *luxuriiret*, wo der Landgüter, die ich hier von den Baurengütern unterscheide, zu viele sind; denn die Besitzungen und Rechte solcher Güter hängen von der Verfassung des Staates ab: gehören also nicht zum Privatluxu. Der Staat *luxuriiret* in der übermässigen Grösse seiner Hauptstadt. Der Staat *luxuriiret*, wo in ihm zu viele Städte sind, die eben das Ansehen gewinnen, welches ein Schloß haben würde, wo wenige bewohnbare Zimmer, aber viele Sæle wären. Der Staat *luxuriiret*, wenn er das Commerz des Ueberflüssigen zu weit treibet, oder überhaupt die Wohlfahrt des Staates zu viel im Commerze setzt. Ein anders ist ja offenbar, durch mässige Bewegung das Blut im natürlichen Umlauffe erhalten; ein anders durch Lauffen und Rennen solches erhizen. Der Staat *luxuriiret* in Eroberungen, die über seine natürliche Grenze gehen; er *luxuriiret*, wenn er zu viele Truppen hält; aber er *luxuriiret* nicht, oder er *luxuriiret* nützlich, alle Umstände gleich genommen, in Schauspielen und andern grossen Verstellungen, die nicht nothwendig so viel kosten, als darauf verwendet wird.

VIII.

Wann am rechten Orte gespahret wird, komt ein Ueberfluß heraus, auf dessen rechte Verwendung billig der vernünftige Bedacht genommen wird. Durch Einführung einer unveränderlichen, und, doch mit einiger Beobachtung des Unterschiedes der Stände, einfoermigen Tracht, Bestimmung der Anzahl Domestiken, Pferde, u. f. w. Einschränkung der Gastmale, Steurung des gemeinen Schmaußens oder Schwelgens, Einschränkung des Reisens in fremde Lænder, Einschränkung und Behutsamkeit in Ertheilung des Adels, der Titel, Verbiehtung der Spiele um Geld u. f. w. werden den Bürgern oder Unterthanen des Staates von jedem Stande viele Ausgaben erspahret, und solche in den Stand gesetzt, auf eine nützlichere und edlere Art ein, und andermal einen Aufwand zur Ehre des Staates machen zu können. Wird allenthalben das Ueberflüssige im Kleinen abgeschnitten, so kan im Großen eher etwas bewürket werden.

IX.

Die Schauspiele find von einem großen Nutzen, und der besten Einrichtung fähig. Manches überflüssige kan leicht wegbleiben, und die Schau-

spieler und Schauspielerinnen können, wie andere Menschen auch, in der Ordnung gehalten werden. Ein Regent kan aus einer eignen Pflanzschule seine Schauspieler, Tänzer und Musicker mit leichten Kosten bekommen. Italienische Schauspiele außer Italien, und französische außer Frankreich, sind fast lächerlich. Ein jedes Volk erwiesse seiner Sprache die ihr schuldige Ehre. Das Laster lächerlich zu machen, ist gut; Das so Schrecken, als Mitleid und tiefes Nachdenken erregende Trauerspiel aber behält billig die Oberhand. Das Unnatürliche in den Opern ist nicht mehr unnatürlich, so bald sie so eingerichtet werden, daß sie Bezauberungen vorstellen, und dadurch vergnügen. Den Traum des *Scipio* mögte ich vorgestellet sehen, und die Opern kan man ohnehin auch als vorgestellte Träume betrachten. Das Lustspiel sollte den *Luxum*, die Moden, alles gezwungene angenommene Wesen, das Prahlen mit *Sentimens*, das dumme Nachahmen, die Kopfhängerey, u. f. w. lächerlich machen; die Ränke der Staats- und Hofleute, auch der Gelehrten, wodurch sie zu einem unverdienten Ruhme gelangen, müßten hingegen ernsthafter geschildert werden. Ueberhaupt könnte die Policy viel dabey gewinnen, und besonders müßte der unwissende Freygeist bey jeder Gelegenheit

lächerlich gemacht werden. Ich sage bedächtig, der *unwissende* Frey-oder Irrgeist, welcher keiner ernstern Widerlegung würdig ist. Ich kan übrigens nicht ergründen, warum nicht ein *Socrat* auf die Bühne treten, und lehren könnte? Dieses wäre ein bloß lehrendes Schauspiel. Wahre Geschichte lassen sich auch vorstellen; Philosophen oder Dichter treten darzwischen auf, machen ihre Anmerkungen darüber; der Dichter liefert ein Gedicht, oder rührende Arien, auch ganze Oden werden abgesungen. Die Schæferspiele können ergözend und lehrend eingerichtet, und vielfach variiret werden. Dieses wären historische Schauspiele im eigentlichsten Sinne.

X.

Die alten Geschichten des Erdbodens, die Menschen in ihrer rohen Gestalt vor Erfindung der Künste; die Völker in ihrer alten Tracht, mit ihren alten Waffen u. s. w. lassen sich außer der Bühne, wie beym Caroussel im Kleinen, so einigermaßen im Großen vorstellen, welche Vorstellungen zugleich vielfacher Variationen fähig sind. Hierinnen könnte eine Pracht, die Beyfall verdiente, gesucht, und zugleich mehr als ein großer Nuze damit verknüpft werden.

XI.

Promenaden in grosser Gesellschaft im Sommer, nebst allerley damit verknüpften Lustbarkeiten; die abwechselnden Schauspiele und Concerte, auch Schlittenfahrten, Zusammenkünfte an öffentlichen dazu gewidmeten Orten, wo es bey der Menge an Unterhaltung nicht fehlen kan, öffentliche Gastmahle: sollte dieses alles nicht hinreichend seyn, die Karten- und andere Spiele entbehrlich zu machen, für welche sich auch kleine und öfters variirte Lotterien an die Stelle setzen ließen? Das Spiel nimmt nicht nur viele Zeit weg, und unglückliche Spieler verderben nicht nur am Vermögen; sondern, so unschuldig, so klein man auch spielet, reizet man nicht nur andere dadurch zum Spiele, die sich nicht gleich zu mäßigen wissen, sondern unartige Leidenschaften werden rege, und neue erkünstelt. Der ist geizig im Spiele, der es sonst nicht ist; der artigste Mensch ist am Spieltische unartig. Man bringt andern falsche Begriffe von sich bey, die aus unserm Betragen am Spieltische schliessen, wir wären überhaupt so. Viele lernen bey dieser Gelegenheit, sich verstellen, welche am wenigsten von Verstellung etwas wissen solten. Der Verstand und das Herz werden gleich betäubet. Man

spricht den ganzen Tag vom Spiele. Man gerath in Zusammenhänge mit Personen, welchen das Spiel das Recht einer gewissen Vertraulichkeit giebt, deren sie unwürdig sind. Es entstehen Feindschaften, die ewig sonst vermieden worden seyn würden. In Gesellschaften wohl gelitten zu seyn, ist mit unter die Belohnungen des Verdienstes einer würdigen Person zu rechnen. Aber die schlechtesten Leute erhalten wenigstens einen geschwinden und allgemeinen, wo nicht gleich wichtigen Beyfall, wenn sie nur nach der Mode gekleidet sind, mit Fertigkeit spielen, und mit Anstande und Anmut gegen die *Damens* verlihren. Die widerwärtigsten und dümlichsten Leute heißen in diesem Falle artig.

XII.

Ganz anders verhält es sich mit öffentlichen Lustbarkeiten. Diese bekommen von der Policey ihre Einrichtung. Sie fangen an, und hoeren auf, zu bestimmten Zeiten, und Stunden. Zum Spiele hingegen finden die Liebhaber fast jeden Augenblick des Tages die Gelegenheit. Die Bekanntschaften am Spieltische bedeuten nichts, und ernsthafte, würdige und wichtige Personen, wenn sie auch Ehren halber mit spielen, lernt

man bey dieser Gelegenheit doch im wahren Sinne nicht kennen. Viele, die nicht spielen, lernt man gar nicht kennen, und ihnen entziehet die Spielgewohnheit anderer hinwiederum viele Bekantschaften. In öffentlichen Zusammenkünften aber, oder Assambléen, wo gar nicht gespielt wird, machen die Bekantschaften sich aus Nohtwendigkeit, und nützliche Unterhaltungen werden zur Unvermeidlichkeit. Diese Zusammenkünfte können verschieden eingerichtet werden. Die Staatsbesuche in den Häußern unterblieben besser gänzlich, wie auch die großen Tractamente in den Häußern.

XIII.

Der Adel käme zu fest gesetzten Zeiten an einem dritten Orte in seiner Pracht, so weit sie gesæzmæssig geduldet wäre, zusammen, und jeder erfüllte alsdenn den Endzwek der Staatsbesuche in den Häußern. Die öffentlichen Tractamente hätten auch ihre bestimmte Tage, und jeder trüge dazu jährlich ein gewisses bey. An einem andern Orte kämen die vom Adel und Bürgerstande ohne Unterschied der Kleidung und des Ranges zusammen: die Erfrischungen wür-

den nebst ihren Preissen, und also bestimmt, daß der Arme, wie der Reiche, es aushalten könnte. Es werden aber unter den Bürgerlichen keine gemeine Leute verstanden. Auch könnte der Staat, wie in *Athen* gebräuchlich gewesen; Tractamente geben, und Verdienste dabey unterscheiden, und belohnen.

XIV.

Auf dem Land müßte auch Freude seyn, und es wären vielleicht vielfach variirende ländliche Lustbarkeiten, womit zugleich ein Nutzen verknüpft werden könnte, so schwer nicht zu erfinden. So glücklich könnte in diesem Sinne ein Staat ohne dem *Luxus* seyn, auf dessen Abschaffung oder Einschränkung sich vielmehr diese Art von Glückseligkeit gründen würde.

XV.

Wenn ein Staat Truppen in Sold seiner natürlichen Bundesverwandten giebt, ist nichts dabey zu erinnern; wo er aber damit in jedem Sinne handelt, ist es ein schädlicher *Luxus*. Ich hätte auch bald des zu vielen Wildes, und der Zangden vergessen. Es ist nicht allein die Rede

von dem Schaden, den der Landmann vom Wilde empfindet; sondern vornehmlich von dem Einflusse, welchen diese etwas wilde Lustbarkeiten leicht in das Herze, und den Verstand des Regenten, und so fort bey andern, haben können, wie auch von den Beschwerden der bey der Jagd dienenden Unterthanen. Die Mittelstrasse ist hier allerdings zu beobachten, denn die Vertilgung des Wildes taugt auch nichts.

XVI.

Wenn ein Staat sich von andern zuführen läßt, was er durch eigne Cultur haben kan; wenn seine Bürger für andere den Handel treiben, den sie für sich treiben könnten, und folglich ein müßigeres Leben dadurch gesucht wird, ist es allerdings ein schädlicher *Luxus* des Staates; aber auch große Handlungsgesellschaften, als Indianische Compagnien, sind, in Rücksicht auf die sich immer häuffende Reichthümer, mit zum Staatsluxu zu rechnen; jedoch weder obiges, noch dieses, ohne Ausnahme.

XVII.

Ich setze einen Staat voraus, oder habe einen solchen allemal in der Absicht, welcher seine na-

ürliche Gröesse hat. Die solche nicht haben, sind als Theile anderer Staaten anzusehen. In Teutschland beruhet vieles, theils auf allgemeinen Reichsgesæzen; theils auf den Creyssen. Hiermit hoffe ich vieles im voraus beantwortet zu haben.

XVIII.

Der Privatluxus bestehet nicht in der Gemächlichkeit des Lebens, indem das Gemächliche mit den schædlich Ueberflüssigen und Kostbaren nicht vermendet werden muß. Bey Auswahl der Wohnung, Kleidung, des Getrænkes und der Speisen ist es erlaubt, Geschmack zu beweissen. Wo Materialien zum Bauen im Ueberflusse vorhanden sind, warum sollte man nicht mit Unterschiede bauen? Warum sollte Persien seine Seide nicht selbst benutzen, die es im Ueberflusse herfürbringt? Warum sollte der Burgunder und der Rheinländer seine Weine nicht trinken? Der Holländer keine Austeru essen? Das auch noch so wohlfeile Bauen kan aber zum *Luxu* werden, wenn Ungleichheiten daraus entstehen, da es einer dem andern zuvorthut; wenn Städte dadurch sich zu sehr erweitern, oder sonst der Cultur ansehn-

liche Plätze entzogen , oder bey zu häuffigem Bauen die Geschäfte des Feldbaues gestöhret werden , und viel anders mehr könnte hiervon gesagt werden. Bey einem Gebäude wird alsdenn der *Luxus* mit Recht angemerket , wenn mehr auf die Pracht , das Vergnügen , oder die Lust , als auf die Nothdurft und Bequemlichkeit gesehen werden , und da entscheidet der Stand des Eigenthumsherrn , ob dieser *Luxus* ihm erlaubt sey , oder nicht. Die Grösse eines Gebäudes macht aber keinen Unterschied. Der macht sich des *Luxus* nicht schuldig , welcher ein grosses Gebäude aufführet ; solches aber wirthschaftlich einrichtet , daß es zum Handel gebraucht , oder von mehreren bewohnet werden kan. Die innere Auszierungen , die Verguldungen , kostbare Spiegel und Tapeten , kostbares Holzwerk u. s. w. gehören nach Verschiedenheit der Umstände zu einem theils allgemein abzuschaffenden , theils nach dem Unterschiede des Standes einzuschränkenden *Luxu*. In Ansehung der Kleidung muß der Unterschied der Stände nothwendig beobachtet werden ; die öftere Veränderungen , oder Moden sind nicht zu dulden. Sonst kan die Lein-

wand , wenn sie rar ist , in einem Lande ein *Luxus* seyn , wo es die Seide nicht wäre. Der Genuß des einheimischen Weines und einheimischer Speisen , oder auch auswärtiger Weine und Speisen , wenn alles gleich wohlfeil ist , und Ueberfluß gegen Ueberfluß mit gleichem Vortheile vertauschet wird , ist an sich kein *Luxus*. Aber die Gestalten oder *Façons* , die man diesem Genuße giebt : die Einrichtung der Taffel nach einer gewissen Pracht ; Tractamente , wo es nur auf die Pracht abgesehen ist ; dieses gehöret zu dem abzustellenden , oder nach dem Unterschiede der Stände einzuschränken *Luxu*. Es muß nicht ein jeder auf Silber , auch nicht auf Porcelan essen , wenn er gleich reich genug dazu ist.

XIX.

So verhält es sich auch mit der Bedienung , oder ganzen Equipage. Secretairs , Hofmeister , Sprach - und Tanz - Meister gehören auch hieher. Das Reisen in fremde Länder nicht minder. Wo es blos zur Lust , und aus Neugier geschieht , ist viel dabey mit Rechte zu erinnern. Was jener Fürst zu einem , der von dem nächsten Orte zurückkame , gefaget haben soll , daß er

nunmehr die ganze Welt gesehen habe, *iam vidi orbem terrarum universum*, „qui nihil est
„aliud, quam colles, montes, valles, planities,
„silvæ, & huius generis alia,“ kan oft mit Grunde wiederholet werden. Nach zurückgelegtem
fünf und zwanzigsten Jahre könnte man, glaube
ich, jedem das freye Reisen gestatten; jüngeren
aber nicht anders, als mit Erlaubnis und unter
der Aufsicht des Staates.

XX.

Unter den Stædten ist ein Unterschied zu machen, da viele Landstædte im Grunde nur Doerfer sind, wo nemlich die Bürger hauptsächlich den Ackerbau treiben. Ich halte sonst dafür, es seyen der Stædte in den meisten Reichen zu viele, und, so wie man überflüssige Schloësser zerfallen læsset, könnte man auch mit Nuzen manche Stædte gleichsam eingehen lassen. Den Stædten sollte nur etwas wenig Feldbau gegoënnnet, und die sogenannten *Campagnen* auch eingeschrænket werden. In Ansehung der adlichen Güter ist ein Unterschied zu machen, ob solche eigne Territorien mit Gerechtsamen und Unterthanen ausmachen, oder nicht? Leztern Falls ist es nicht

unthunlich, über solche Güter zum Besten des gemeinen Wefens, ohne Schaden des Eigenthumsherrn, zu disponiren; sonst muß die Gelegenheit abgewartet werden, wo solche Güter auf rechtmäßige Art in die Hände der Ackerleute gebracht werden können. Was ich von den Gütern halten müsse, die sich in sogenannten *manibus mortuis* befinden, kan man sich leicht vorstellen? Doch hier sind auch Unterschiede zu machen, und Recht und Billigkeit darf unter dem Vorwande des gemeinen Besten nicht außer Augen gesetzt werden.

XXI.

Wo nach und nach die Hauptanstände, deren so eben bemerkt worden, gehoben sind, kan die durch eine ähnliche Einrichtung mit so genannten Frohnstädten, und Einführung einer Art von Erstgeburt unter den Bauren hin und wieder schon versuchte Gleichheit auf dem Lande, oder gleiche Vertheilung der Aecker so großen Schwierigkeiten nicht mehr unterworfen seyn. Der abgestellte *Luxus* erleichtert alles; die Preise müssen fallen, und die Bedürfnis des Geldes vermindert sich zu gleicher Zeit. Bey der Art der Theilung kan ich mich jetzt nicht aufhalten; die-

jenigen aber, die gegen gewisse Entschädigung von ihren Ländereyen abgeben müssen, können in Ansehung ihrer schon vorhandenen Kinder Ausnahmen machen; denn wo die Theile, welche auf die Kinder fallen, schon eine Gleichheit machen, wird der nehmliche Zweck erreicht. Nach Verschiedenheit der Grösse der Flur fallen natürlich die Theile aus, und das Gefäze bestimmt genau, ob und wie weit eine weitere Theilung noch unter den Kindern jedes Eigenthümers stattfinden könne. In Absicht auf die Verhey Rath- und Ausstattung der Töchter sind auch gesetzliche Bestimmungen nöthig.

XXII.

Unter fünf und zwanzig Jahren dürfte keinem Baurensohne die Heyrath gestattet werden, und dieses nicht anders, als unter gewissen, aber solchen Einschränkungen, welche die Bevöelkerung mehr befördern, als hindern; aber es ist die Rede von einer Bevöelkerung, die in ihrer natürlichen Ordnung für sich gehen soll. Selbst das fünf und zwanzigste Jahr muß nur an sich also bestimmt, den Eltern aber günstiges Gehör ertheilet werden, wenn sie ihre Söhne noch länger warten

lassen wollen. Die Töchter solten auch vor dem zwanzigsten Jahre nicht heyrathen ; nemlich in der Regel, und dieses zwar, damit sie theils nicht gar zu jung in eine Haushaltung kommen, der sie nicht gewachsen sind ; theils aber auch es an Mägden nicht fehlen möge. Es hat auch die theils ganzliche Unfruchtbarkeit ; theils ungleiche Fruchtbarkeit der Weibspersonen vielleicht noch mehrere Ursachen, als gemeiniglich angegeben werden. Solten nicht auch die bey Vornehmen, wie Geringen, gleich wirkende Leidenschaften der Seele viel dazu beytragen können? Solte nicht auf die Gemüthsverfassung zur Zeit der Empfängnis vieles ankommen, und dieser oder jener Umstand Folgen hinterlassen?

XXIII.

Da auf den Unterschied der Stände allemal ein Bedacht genommen werden muß, wenn nicht Unregelmäßigkeiten, oder Irregularitäten herauskommen, und das übrige Gute verderben sollen : so wird auch beyden ursprünglichen, und respective Alten von Adel das Gefäze eine andere *Façon*, oder Art haben müssen. In Ansehung aller andern aber, die nicht zu diesem Adel, der seine eigne ursprüngliche und wichtige

Bestimmung hat, gehören, könnte die Regel stattfinden, daß der Staat über eine Erbtöchter disponire, oder verfüge; aber in der Masse, daß ihr gegen Verzicht auf ihre Erbschaft, oder schon erworbenes Vermögen, die freye Wahl gelassen würde. Dieser Verzicht könnte die Bedingung bey sich führen, daß sie mit ihren Kindern, im Falle sie in Armut geriethen, nach Ermäßigung der Obrigkeit erhalten würde, und diese Ermäßigung müßte nach der *Justitia distributiva* sich richten, also auf das zurückgelassne Vermögen einige mäßige Rücksicht genommen werden. Wo Söhne und Töchter, oder nur Töchter, aber in der mehreren Anzahl vorhanden wären: da wäre dieses Gesetz das rathlichste, daß die Töchter, wenn sie an Reiche verheyrathet werden, ebenfalls der Erbschaft entbehren müßten; aber mit dem Vorbehalte, wie im ersten Falle, und wie und von wem ihnen zu Hülfe gekommen, oder der Vorbehalt erfüllt werden sollte, müßte das Gesetz deutlich enthalten. Würden solche Töchter aber an Arme verheyrathet: so behielten sie nicht nur ihr Erbrecht; sondern die Eltern hätten auch in Ansehung der Ausstattung freye Hände, wenn nur den Söhnen das Gesetzmäßige bliebe.

Was aber für Reich und für Arm in gesetzlichen Sinne zu achten sey, müßte genau bestimmt werden.

XXIV.

Alle diese Einrichtungen werden jedoch nur eine unvollkommene Wirkung herfürbringen, wenn nicht der groſſe Kaufhandel, oder im Groſſen, auf Rechnung des ganzen Staates getrieben wird. Kein Kaufmännisches Interesse dürfte aber hierbey gesucht werden, wie ich schon mehr angemerkt habe. Die Preiſſe der Lebensmittel, alle Arten von Waaren, und von Arbeiten um den Taglohn, oder Lohn überhaupt, könnten alsdenn fest bestimmt werden, bis auf alles dasjenige, was, als entbehrlich, nur unter gewissen Einschränkungen geduldet würde. Was die Preiſſe steigen und fallen macht, käme hier in keine Betrachtung, wo der Staat den Verlust über sich nimmt. Unter dem Staate verstehe ich aber keinen, seinen Privatnuzen suchenden Regenten.

XXV.

Ein anders ist die Knechtschaft, oder der Knechtsstand; ein anders, der Knechtsdienst. In

in einem natürlich eingerichteten gemeinen Wesen ist kein absonderlicher Knechtsstand zur Freyheit gleich berechtigter Eingebornen, oder als Colonisten eingeladener Fremden zu dulden. Knechte und Mægde sind jedoch unentbehrlich. Wo sollen sie herkommen? Die Söhne und Töchter sind der Eltern natürliche Knechte, bis sie von den Eltern entbehret, und selbst Herren werden können, oder die Töchter Weiber und Mütter werden. Ein Vater, der mehrere Söhne und Töchter hat, kan einige davon, ohne daß ihre Freyheit darunter leide, zum Dienste anderer bestimmen; und dieses wäre der Knecht - oder Magd - Dienst, der sich von der Knechtschaft gänzlich unterschiede. Die Lehrjungen und Gesellen sind von der Art. Die Hausknechte und die vornehmen Knechte desgleichen oder die Keller in den Wirthshäusern, die oft reicher Wirthe Söhne sind. Ein Kaufmann schicket seinen Sohn dem andern zu. Aus angränzenden Ländern kommen fremde Leute, um für Lohn bey der Ernde, bey einem Baue, u. s. w. zu dienen, und gehen wieder fort. Das Gefæze kan aber auch zu Hülfe kommen, wenn keinem jungen Purschen, und keinem Mægden erlaubt würde, zu heyrathen, ohne vorher eine gewisse Zeitlang Knechts-

oder Magdsdienst verrichtet zu haben. Könnten die Eltern aber darthun, daß sie ihre Kinder selbst zu solchem Dienste nöthig gebraucht hätten: so könnte das Gefäze damit zufrieden seyn. Gefangene, und wegen ihrer Verbrechen der Freyheit verlustig erklähte Einwohner aber wären wahre Knechte oder Slaven des Staates; aber nicht der Privatpersonen, an die sie auch nicht verkauffet werden könnten, und hiebey wäre sonst noch besonders viel anzumerken.

XXVI.

Es ist die Meinung diese, daß wann Gefangene das Loos der Slaverey treffen müste, sie allein und unmittelbar des Regentens Slaven seyn und bleiben solten. Die Slaverey hat ihren Ursprung genommen, theils von dem Rechte des Ueberwinders über den Ueberwundenen; theils von einer unnatürlich erweiterten väterlichen Gewalt; theils von erkünstelten Gefäzen, wie das Beyspiel der *Heloten* zu beweissen scheint, und wer sollte glauben, daß unsere Vorfahren ihre Freyheit im Spiele verlohren hätten? Die Natur macht auch Slaven, da eine angebohrne Trägheit, wie ehemals der Cappadocier, die Slaverey fast unvermeidlich nach sich zieht. Anders verhælt es sich, wie oben schon vorge-

kommen , mit freywilligen Knechten. Anfangs mag es den Meisten gegangen seyn , wie dem *Jacob* , der beym *Laban* um die Tochter dienen müssen. Ein anders ist es wieder , wo freye Leute ihr Eigenthum aus Noth verkauffen , und gegen ihren Unterhalt das Feld für einen andern bearbeiten. In diesen Zustand mußte *Joseph* die *Egyptier* zu verfezen , welche aber nicht so wohl im eigentlichsten Sinne leibeigen , als vielmehr Lehnleute dadurch wurden. Der Ursprung der Lehen kan überhaupt daher geleitet werden , daß unter Ausbedingung des Unterhaltes sich einer freywillig dem Dienste des andern widmete. Aber die Alte Lehnverfassung in Teutschlande war offenbar eine Militar - Verfassung , und einige Ähnlichkeit kan darinnen gefunden werden , wenn noch heut zu Tage eine Particular - Person ein Regiment für einen Staat anwirbt , und dafür die Obersten - Stelle ; oder für eine selbst gestellte Compagnie , die Hauptmannsstelle erhælt.

XXVII.

Je weniger Metall erfordert wird , unsere Bedürfnisse zu repræsentiren , und deren Anschaffung zu erleichtern , desto gleicher vertheilt sich das Geld

im Lande. Zur natürlichen Circulation des Geldes erfordere ich, daß nicht zu viel, und nicht zu wenig beständiger Vorrath desselben im Lande vorhanden, und solches nicht in den Händen einzelner, sondern aller Bürger des Staates sey. Es wird dieses durch die angegebenen Einrichtungen erreicht, und ein Wahn nur ist es, als ob der Lux die Circulation des Geldes befördere. Dieses Mittel ist eine Art von einer politischen Aderlasse, wobey sehr viel zu erinnern ist. Ein Verschwender bringt sein Geld unter die Leute, aber ungleich, und es ist besser, daß so viel Geld nicht an einen Ort zusammen komme, welches sich hernach nicht anders, als durch die Verschwendung zertheilet. Das Commerz macht in der Art, wie es getrieben wird, nur Einzelne reich. Warum klagen oft die reichsten Lænder über Theurung? Wo so viel Gulden in einem Lande circuliren, als in einem andern Pfennige, kan es gleich viel seyn, ob das Pfund Brod einen Pfennig, oder Gulden gelte. Aber wo ein Ueberfluß des Geldes ist, sammlet sich solches leicht an einem Orte, und aus der Hemmung seines Umlauffes entstehet die grœßte Noht. Wo von einem Ueberflusse des Geldes in einem Lande die Rede ist, da ist die Frage, ob es durchgängig im

Ueberflusse vorhanden, oder nur bey einem Theile der Bürger des Staats zu suchen sey? Leztern Falls ist das Land eben so arm, als arm das reiche Egypten war, da sein Ueberfluß am Getreide sich in den alleinigen Händen seines Königes befand.

XXVIII.

Zu Reisen in fremde Lænder wird freylich viel Geld erfordert: allein nach meinen Vorschlägen werden solche eingeschränket. Wir haben in Teutschland Herrn, die alle Jahre, wie die Störche, reisen, und zu der Zeit wiederkommen, da die Wechsel fehlen. Die Kriege aber kosten Geld. Hier ist jedoch ein Unterschied zu machen, was nur die Anschaffung der Kriegsbedürfnisse, und währenddem Feldzuge die Zufuhr der Lebensmittel kostet. Dieses kommt auf die Umstände an, und dem einen Lande kan es leichter, dem andern schwerer werden. Was hingegen den Sold anlanget: so ist ein Land ohne *Lux* und bey sonst guten inneren Einrichtungen allemal besser im Stande, als ein anders, die Truppen gut, aber wohlfeiler, zu halten. Was in Friedenszeiten auf zu viele Truppen, und deren Sold, welcher billig mit dem *Luxu* des Landes in einem Verhältnisse stehen muß, fast wie verschwendet wird, kön-

te, wenn es erspahret würde, in Kriegszeiten wohl zu statten kommen. Die Reductionen taugen aber auch nichts, und was folgt daraus, als daß eine bessere Einrichtung im Ganzen nothwendig sey?

XXIX.

Die bloßen Defensivkriege kosten auch so viel nicht, als die Offensivkriege. Alle Bürger und Unterthanen eines Staates, können, eine vernünftige Einrichtung vorausgesetzt, ohne übrige Verfaumnis, in den Waffen geübet werden. Eine gewisse Anzahl Truppen, welche beständig auf den Beinen seyn müste, würde aus dem Lande selbst genommen. Der gemeine Soldat würde ganz anders, als ein fremder Miethling gehalten, ihm Sitten beygebracht, und jeder müste dienen, der beym Ackerbaue und den nöthigen Handwerken, und Fabriken und sonst entbehret werden könnte. Die bis zu erreichten fünf und zwanzigstem Jahre ohnehin als Knechte dienen müßten, könnten auch einige Jahre als Soldaten dienen, nachdem es sich schicken wolte, daß nemlich eine Absicht die andere nicht hinderte. Die Gelehrten wären auch nicht gänzlich und ohne allen

len Unterschied vom Kriegsdienste auszunehmen. Niemand bekäme aber Sold, als welcher Armuts wegen sich nicht selbst unterhalten könnte. Die ganze Lebensart, oder besonders der Aufwand, würde jedem vorgeschrieben, und keiner dürfte besser leben, als der andere. Gewisse militärische Sittenrichter müssen darauf wachen. Begriffe von wahrer Ehre, und Vaterlandsliebe würden in militärischen Hørsæelen ihnen beygebracht; die treffendsten Stellen merkwürdiger Geschichten würden in Wochenblättern ihnen eingepreget; in Büchern wohl beschriebene, und in Gemælden und Kupfern lebhaft und glücklich vorgestellte Schlachten belustigten sie nützlich. Die Kriegskunst würde nicht trocken, sondern nach immer varürenden Methoden auf das sinnlichste und lebhafteste ihnen gelehret. Außer den Kriegsübungen würden sie mit andern Leibesübungen zur Lust und Nutzen unterhalten. Die alte Art, Krieg zu führen, und die noch jetzt bemerkenswürdigen verschiedenen Arten müßten sie aus Vorstellungen im Großen und Kleinen erlernen. Keine neue Erfindungen in der Kriegskunst dürften ihnen unbekannt bleiben. Lobreden und Lobgedichte auf Helden, die ein patriotischer Geist beseelet hat, und Trauerspiele,

welche die Vaterlandsliebe einfließen, müßten Wunder wirken. Alle Uebungen folgten aber so abwechselnd auf einander, daß bey der Bewegung auch Ruhe wäre. Aber sie müßten auch zu Zeiten an Ermüdungen, und einer, so und vornehmlich in der Menge, als Eigenschaft, geringere Kost gewöhnet werden. Die barbarischen Völker würden ohne diese Art Mäßigkeit nicht fortkommen, und bey den disciplinirten Türken gehöret dieses unter die Hauptursachen des geschwinden Fortganges ihrer Waffen. Die Erlaubnis zu heyrathen wäre die Belohnung einer guten Aufführung. Militar- Braut- und Witwencaffen kämen hier zu Hülfe. Die Unkeuschheit würde scharf gestrafet. Was könnte man sich nicht von solchen Truppen versprechen, wo auch der gemeine Soldat einen solchen Ehrenbegriff hätte, daß er eine Remotionem a militia für eine der empfindlichsten Strafen hielte.

XXX.

Ich kan aber nicht genug wiederholen, daß, wenn ich von solchen Dingen rede, ich allemal voraus seze, daß alles übrige damit übereinstimme, es sey nun, daß ich vom Leser verlange, noch vieles hinzu zu denken; oder daß ich mich

im vorhergehenden einem denkenden Leser schon deutlich genug gemacht habe; oder im folgenden näher erklähre. Nicht alles aber darf deutlich gemacht werden, und Dunkelheiten müssen bleiben.

XXXI.

Eine gleichförmige Einrichtung der öffentlichen Erziehung, oder Pflege der jungen Pflanzen des Staates versteht sich von selbst. Aber ich thäte unrecht, wenn ich hier so kurz abbräuche. Den Eltern müssen die Kinder in der Regel bis in das zehnte Jahr gelassen werden; bis in das achtzehnte können sie hernach, nach Verschiedenheit der Einrichtungen, einer öffentlichen Erziehung genießen, ohne die Erlernung des Ackerbaues oder Handwerkes (wo ich aber freylich alle Zunftpedantereyen ausschliesse) dabey zu versäumen. Eine artige Art academischer Knechtschaft war ehemals der Pennalismus. Unter denjenigen, die unter der Aufsicht des Staats reisen, sind vornehmlich auch Personen, welche dem Kriege gewidmet, oder schon wirklich Officiere sind, auch fähige Köpfe unter den Gemeinen, begriffen. Keine Stadt ist fast so klein, wo nicht die Bürger unter sich eine mili-

tarische Verfassung nachahmend hätte. Reiche und vornehme Bürger befinden sich nothwendig mit unter den Gemeinen. Auf diesen Fuß sollten alle Gemeinen jener Truppen angesehen, betrachtet, und nur mit Ehrenstraffen in der Ordnung gehalten werden.

XXXII.

Es ist begreiflich, daß die Menge ohne Zweck zusammengelauffener, obschon noch so gut geübter Leute der Tapferkeit weniger Truppen solcher Art weichen müsse. Gesezt, das Pulver würde erst erfunden: Truppen dieser Art würden das feuerspeyende Geschüze nicht anders ansehen, als die Römer zum erstenmahle die Elephanten anschauten, und sie würden dennoch, wie diese, aushalten. Die Ueberlegenheit Spanischer Waffen hat die *Chilier* noch nicht bezwungen, und wie erobert man denn eine unaufhöerlich Feuer auswerfende Batterie? Wie übersteigt man die Wälle? Wie die unübersteiglichen Bergschloesser? Die ersten fallen: die immer nachdrückende überwinden. Gewiß läst sich auch der Krieg mit wenigem Gelde führen, und arme Länder dürfen nicht verzagen. Dieses fällt mir immer bey allen meinen Betrachtungen ein.

XXXIII.

Jene Truppen meiner, wenn man will, erträumten Republik (unter Republik auch eine monarchische Regierungsform verstanden) haben einen eigenthümlichen Einfluss in das gemeine Wesen; das gemeine Beste interessiret sie: aber, o, wie verschieden! Wie ungleich ist der neuerkünstelte Kriegsstand! Ohne dafs ich ein Wort weiter redete, würde dieses jedem von selbst einfallen. Jene streiten *pro aris ac focis*: diese für Puder und Pomade: für *Parfüms*; für das *Paß-* und *Repaßiren* durch alle honête Gesellschaften, wo die wenigsten unter ihnen sonst ihr Glück machen würden, und endlich *pro scortis ac pecunia lujoria*.

XXXIV.

Was ruffet sie zusammen, als wie *Drollinger* bey einer andern Gelegenheit sagt:

- - Der Werbungs - Trommel wilder Ton;
Ihm folgt ein Schwarm von schlechten Leuten;
Die besten bleiben stets davon.

Diesem ohne Zweck zusammen gelaufenen Pöbel gilt alles gleich; es sind jene Helden um wenige Pfennige, welche *Voltaire* zum Gegenstande seines Wizes gemacht hat. Diese Helden wer-

den durch oft wiederholte immer einförmige Kriegsübungen bis zum Sterben ermüdet, in engen Monturen wie an Ketten geschlossene Missethäter, gemartert; als Ausreißer, ohne vernünftige Ursache, gleich als wären sie Ver-räther des Vaterlandes, da sie nur Tagelöhner sind, gehenket; halb zu Tode gepeitschet, und mit Prügeln, wie die Hunde zur Jagd, also zum Kriege *dressiret* (gebildet). Welch ein Glück machen die Officiers? Ein jeder Gemeiner, der Corporal und Feldwebel, hätten es als Knechte bey einem bemittelten Bauer im Grunde besser; mit den Subaltern - Officiers wird kein Laden-Diener, und mit dem Hauptmanne kein Factor oder Buchhalter eines Kaufmanns tauschen. Die Dienste sind freylich verschieden, und in einigen Diensten haben die Hauptleute, und so fort die höhern Officiers, zwar zu leben; aber es bleibt wahr, daß nirgendwo der Sold mit dem *Luxu* dieser Zeiten im rechten Verhältnisse stehe, zumal wenn Frau und Kinder mit in Betrachtung gezogen werden solten. Bey Bestimmung des Soldes aber darf nicht darauf gerechnet werden, was einer zusezen könne, sondern jeder müsse gehalten werden, demjenigen gleich zu leben, der nichts zusezen kan; der Sold müßte aber alsdenn auch hinlänglich seyn. *Migret luxus*

ubique. Das letzte, was für ein gewagtes (oft freylich nicht sonderlich wichtiges) Leben zu gewarten ist, das ist die Reduction. Doch ich wiederhole fast, was ich schon hiervon gesagt habe.

XXXIV.

Eine vorausersonnene (præmeditirte) Tyranney ist nicht selten der Beweggrund, warum ein Herr Fremde in Menge an sich zu ziehen suchet. Der Eroberungsgeist schreitet natürlich aus den Grenzen seines Landes. Aber wie lächerlich müssen in den Augen eines Staatsmannes diejenigen Staaten scheinen, die eine fremde Uebermacht unwissend selbst gegründet haben, und ihr noch täglich ihre künftige Ueberwinder unwissend selbst zuschicken. Wo würden die Leute in Menge fremden Diensten zulauffen, wenn nicht Unordnung und Unterdrückung sie aus ihrem Vaterlande verbannten? Ein anders ist, wo ein Staat die ja etwa überflüssige Mannschaft selbst sammlet, und mit dem Staate, dem er sie überläßt, einen zuverlässigen Handel deswegen schließt. Dieses ist der Fall der Schweizer; aber die Einwohner der Schweiz ergreifen, dieses Mittel ihrer Unterhaltung keiner Unterdrückung wegen, und sie sind und bleiben freye Leute. Aber mit

andern Staaten verhält es sich nicht gleich, und das Verbiehen fremder Werbungen macht es bey ihnen nicht aus. Sie solten die Unterthanen besser halten, und das von ihnen erpreste Geld sollte nicht so hæuffig aus Teutschland in fremde Lænder gehen. Die auf das hœchste Reichsoberhaupt zu nehmende Rücksicht versteht sich auch allemal von selbst.

XXXV.

Viele leben nur, um ihre Lebenszeit blos hinzubringen: ihre Lebenszeit ist ihnen eine lange beschwerliche Tagarbeit. Ist denn kein vernünftiger Zwek zu ergründen, warum wir hier sind? Was bedeuten denn die Sorgen der Staatsleute für das gemeine Beste? Im reichsten Lande sieht man Noht und Elend; was bringet denn das auch blühendste Commerz für Nuzen? Soll der *Luxus* etwa fein Magen seyn? O, wie schlecht verdaut er? Welch einen Begriff soll man sich von dem natürlichen Umlauffe des Geldes im Staate machen, wo bey dem grœßten Flor des Commerzes unermessliche Staats- und National-Schulden unbezahlt bleiben; wo die Auflagen drücken; wo die Reichen selbst in Verlegenheit gerathen; wo ganze Stædte zu Hospitælern erfordert werden?

XXXVI.

Dafs in Teutschland noch vor dem XVI. Jahrhunderte so wohl der Hof- als Kriegsstaat der Groffen des Reiches ein ganz anderes Ansehen gehabt, und es einem grossen Fürsten noch in gedachtem Jahrhunderte Anno 1562. also über die Mitte desselben, gedachte, dafs es vor dem anders gewesen, ist aus folgender Stelle der letzten Willensverordnung *Philipps des Großmüthigen*, Landgrafen zu Hessen schön ersichtlich: „Es ist unser treuer Raht, väterliches Bedenken und Verordnen, dafs sie sich alle Wege vor Kriege wollen hüten, und keinen Krieg anfangen: dann es ist nicht mehr zu kriegen, als vor Zeiten; das Kriegsvolk ist zu theuer; man kans nicht mehr erhalten; es muß auch ein Herr schier all sein Hofgesind besolden, das zuvor nicht gewesen; der Finanzen sind zu viel, darum wollen sie sich hüten vor Kriegen, und das Sprichwort merken: *dulce bellum inexpertis*, und darum sich vor Kriegen hüten, so viel nur immer möglich, sie müßens denn thun, so sie überzogen würden.

* * *

XXXVII.

Es giebt solche Art Feinde der Jagd, daß man ihrer Unwissenheit ihren blinden Eifer verzeihen muß. Zu jeder Zeit muß schon die Jagd ihre Vertheidiger, Neider und Haßer gehabt haben. Das Wild muß erlegt werden, weil es schadet; es dienet uns auch zur Speiße. Damit ist nun wohl jedermann einstimmig. Aber, sagt der Moralist billig, es muß nicht gemartert, und aus seiner Marter von uns keine Lust geschöpft werden. Wer widerspricht ihm? der Pöbel; wer ist der Pöbel? *Seneca* sagt: „Vulgus
 „autem tam chlamidatos, quam coronatos voco;
 „non enim colorem vestium, quibus prætexta cor-
 „pora sunt, aspicio; oculis de homine non credo.
 Worüber klagt man aber? Erstlich, daß es zu sehr geheget werde. Dieses ist selten der Fürsten eigne Schuld; aber wie, wenn der Fürst in die Hände eines Schulmoralisten geräthet, und das Wild, auch so weit es nützlich ist, ausrottet? Zweytens, daß die Zwangjagd -- -- Sie kostet viel; allein ich habe schon anderswo angemerket, daß daher kein Schluß auf ein graufames Herze des Fürsten zu machen sey. Die Natur hätte dem Hirsche das Talent zu lauffen nicht

gegeben, wenn er nicht gejagt werden sollte. Im Ernste aber davon zu reden, ließe ich es wohl gelten, daß man von ungefähr einem Hirsche nachjagte; aber diese Art Jagd in die Form einer Kunst zu bringen, das ist -- ich mag keine weitere Anmerkung hierüber machen. *Drittens* beschweret man sich, die Jagdlust werde zur Hauptleidenschaft. Es giebt gebohrne Jäger; aber außer diesem Falle bin ich gut dafür, daß es blos Affectation sey, und mancher Herr in seinem ganzen Leben an die Jagd nicht gedacht haben würde, wenn er nicht sich selbst, oder ein anderer ihm, den Wahn beygebracht hätte, die Jagd sey unter andern ein bemerkenswürdiger Unterschied für große Herren, oder ein äußeres Zeichen Ihrer Hoheit, und (dieses ist es, was ich vornehmlich sagen will), ein jeder großer Herr müsse eine herrschende Leidenschaft haben. Ich bin der Meinung, daß dieses nicht seyn müsse, und eine Art von Pedanterie sey; daß aber ein Herr gar wohl der Jagdlust also genießen könne, daß er keine Leidenschaft daraus mache, und ohne daß er die Jagd als eine Kunst oder Wissenschaft betrachte, die ihm Ehre machen, und bey welcher er andere Känntnisse entbehren könne, wie auch ohne, mit einem Worte, daß er, indem er

ein Thier zu fangen gedenket, sich selbst fangen lasse.

XXXVIII.

Dafs die Thiere, die wir das Wild nennen, nicht vergebens erschaffen worden, hat seine Richtigkeit. Hätte das Wild vertilget werden sollen: so war freylich bey der Sündflut die schönste Gelegenheit dazu vorhanden. Vielmehr bliebe es nachher eine vorgezogene Speise, die man sehr frühe so gar nachzuahmen suchte, indem schon die *Rebecca* dem Fleische einer Ziege den Geschmack des Wildprets zu geben wufste. Die wahren Bewegungsgründe, welche große Herrn auf die Jägd führen sollen, ohne dafs solche ihre herrschende Leidenschaft werde, hat der gedachte große Fürst in seinem Testamente, wie folget, eröffnet: „Die Wildfuhr ist gut, „dafs sie unsere Söhne hegen: dann hätte Gott „kein Wildpret haben wollen: so hätte es Se. *All-* „*mächtigkeit* nicht in die Arche Noæ lassen nehmen; so ist auch gut, dafs sich die Herren zu „Zeiten verlustiren, die sonst mit beschwehren „Geschäften beladen seyn. *Die Herrn verneh-* „*men auch viel*, wenn sie auf der Jagd und „Jagdhäuffer seyn, als wenn sie stets am Hofla-

„ger wären; können auch dadurch ihre Gren-
 „zen selbst wissen, was Ihro ist; kan auch sonst
 „mancher armer Mann vorkommen, der nicht
 „sonst zugelassen wird: darbeneben sollen sie die
 „Leute vergönnen, daß sie ohne Schaden des
 „Wildprets ihre Frucht bezeunen, auch zu et-
 „lichen Zeiten mit Hunden abhezen, und son-
 „derlich die wilden Sæue, die den meisten Scha-
 „den thun.

§. XXXIX.

Der Lux, welchen Schweden jezo so gar in
 den doppelten Særgen, der Verschwendung des
 Eichenholzes, und der Kunst daran, nach eini-
 gen œffentlichen Nachrichten, misbilligt, war
 bey den Rœmern, in einer andern Gestalt, schon
 sehr frühe eingerissen gewesen. In der Xten
 Gesæztafel wird er verbohten: *Ligna ad pyram,*
sive rogam, cadaveri comburendo exstructum,
non dolata, sed rudia & impolita sunt. Un-
 sere Gewohnheit, die Geschlechts wapen an die
 Sæрге zu hängen, die ritter ichen Spornen und
 Degen darauf zu legen, finden wir in denselben
 Gesæztafeln, nur in einer andern Gestalt: *Qui*
coronam, velut praemium virtutis --- accepit,
eam coronam ipsi mortuo --- quamdiu cadaver

domi fuerit collocatum, Et quando effertur, imponi ius esto. Hieraus ist zugleich zu entnehmen, daß etwas æhnliches von einem Paradebette schon damals üblich gewesen. Wenn weiter folgt, *ut in exequiis etiam, quem sibi vivus virtute, aut pecunia sua, paravit, honore fruatur,* (denn dieses ist der Sinn): Welch ein falscher Geist muß damals die Gesætzgebung regieret haben, da die für Geld erkauften Ehren, oder Ehrenzeichen, gleiche Rechte mit der Tugend hatten?

XL.

Reiche Leute können für ihr Geld den Adel erblich, und auch die prächtigste Titel erhalten. Durch Reisen, die ihnen leicht werden, können sie sich in der Fremde ein Ansehen machen; Schuz und Gönner erwerben. Der grœßten Familien altväterliche Güter bringen sie an sich. Ihr Haus sieht einer Hofhaltung æhnlich; sie halten Assembléen, und suchen eine Pracht in der Anzahl der Spieltische. Ihr Tisch hat die Façon einer herrschaftlichen Tafel. Sie lassen die Fremde in prächtiger Equipage abholen. Bibliotheken zum Staate; Naturalien- und Kunktkammern; Gärten --- Doch das sey genug. Der Rei-

che hat also Mittel überflüssig, sich Verehrer zu erkauffen. Keine Wunder also, wenn dem Reichthume die Ehre verschwenderisch erwiesen wird, welche nur dem Verdienste gebühret. Wie kan man aber diesem Uebel abhelfen? Durch weise Gesetze, welche den Lux abstellen, und einschränken, den Unterschied der Stände beobachten, und jedem Stande sein Recht wiederfahren lassen; besonders auch die Fideicommissse, als die Mittel, einen Reichthum bey einer Familie zu erhalten, einschränken, und hieher gehöret, was ich bey dem Policeypuncte der Verheyrathung reicher Töchter angemerket habe.

X L I.

Der *Luxus* hat die gröesste Reiche gestürzt, und es ist ganz natürlich damit zugegangen. Ich kan es nicht kürzer und sinnlicher geben, als wenn ich bey einem Erdbeben marmorne Paläste gegen stroherne Hütten setze. Diese erhalten sich; jene stürzen. Der *Luxus* verdirbet erst Vornehme und Geringe im Reiche, und alsdenn will sich jedermann an den Staats- und Cammer-Einkünften des Herrn wieder erholen. Dieses gehet aber in einen Cirkel. Der Herr oder Regent erholet sich wieder an den Unterthan durch

unerschwingliche Auflagen. Der Ackermann taxiret darauf den Handwerksmann; und alle, die von seinen Producten leben müssen, und so gehet es weiter. Auf einmal hemmet sich der Umlauf hier und dort, und alle Arten von auch nicht dafür angesehenen Monopoliën werfen sich auf.

XLII.

Die verschwenderische Pracht schüzet den Regenten weder von Aussen noch Innen. Aber je mehr er und der Staat entbehren kan; desto wahrhaftig reicher ist er. Ein natürlich armes Land, dem nur das fehlet, was die Nahrung des Luxes ist, nicht aber die Nohtdurft; dieses ist den bey einem Erdbeben sich erhaltenden Hütten gleich. Wo Mæssigkeit allenthalben ist; da find auch allenthalben zu Vertheidigung des Vaterlandes stärkere Aerme; da finden sich Patrioten; solid oder gründlich denkende Mæänner; weise Rahtgeber. Da kan der Regent seinen Donner getreuen Unterthanen in die Hænde geben; da kan er sie alle bewaffnen, und sicher seyn, das sie die Waffen nicht wider ihn kehren werden. Da trifft es ein, was der Dichter singt --- *sua Numina novit Fulmen, Et in magnum nescit peccare Tonantem.*

XLIII.

XLIII.

Wo *Luxus* ist, da herrschet der Schein, und verdringet die Wahrheit. Der Schein jeder Tugend glänzet, wie das falsche Gold auf der Bühne, so am Hofe, in den Tempeln, in den Gerichten. Eine angenommene Empfindlichkeit über die Ehre verbirgt die innere Gleichgültigkeit über die wahre Beschimpfung. Ein grosser Titel und ein Stern ersetzt nicht nur, und das wäre das geringste, den Mangel des Verdienstes; er bedeckt Niederträchtigkeit und Laster. Man gewöhnt sich allenthalben an eine kriechende Verehrung eines hohen Standes, womit zwar nicht allemal Verdienst verknüpft seyn kan; ein Stand, welcher niemals eine Sonne ohne Flecken gewesen: aber welcher, wenn ihn das Laster verdunkelt, einer æcht gewesenen, nun aber verfälschten, Münze gleich ist.

XLIV.

Das Glücke, das der Schein vor der Wahrheit macht, ist die Einladung zur Schmeicheley. Die grobe Schmeicheley wird zwar zuweilen auch geduldet; aber diese hat das Verderben nicht angerichtet, welches eine nothwendige Folge der feinen Schmeicheley gewesen. Derjenige, dem

man schmeichelt, muß entweder selbst betrogen, oder von der Treue und Geschicklichkeit seiner Schmeichler also überzeugt werden, daß er keinen Zweifel mehr hege, seine Unvollkommenheiten und Laster seyen einer Tünche fähig. Im erstern Falle ist er, und der Staat, noch glücklich. Er kan noch aus dem Traume erwachen; dieser sich noch retten. Im leztern Falle ist der Regent mit seinem ganzen Hofe wider den Staat verschworen. Wie betrügt die feine Schmeicheley den Regenten? Er sieht einen Schein für sich, der ihn blendet; er glaubet, der ganze Erdboden sey also eingerichtet, daß solche Menschen, wie er, also vorgezogen seyn müßten. Er sey der Vorgezogene; er solle auch vorzüglich glücklich seyn; die andern wären um seinerwillen da. Aber er fællt in Laster, die bey ihm selbst einen Greuelerwecken. Die Großen seines Hofes thun es ihm zu gefallen nach; erdichten eine Lebensart, die für den Regenten am anstændigsten sey, und verhindern, daß niemals die Wahrheit, die sich ihrer Blöße nicht schæmet, in Gestalt eines Gespenstes für ihn trete, und ihn erschrecke. Er selbst weicht der Wahrheit vorsezlich aus; die gleicher Laster schuldig sind, hält er für seine getreuesten Diener; noch allemal glaubet er

doch ihr Herr, und desto sicherer zu seyn, und kan der Arzt einem Kranken nur noch sagen, daß seine Lunge noch gesund sey, daß seine Natur noch einen Sturm aushalten könne: o, wie angenehm ist er? Und endlich, wie würde es uns allen ergehen, wenn man uns nur immer unser Unglücke vormalte, nur uns beständig damit unterhielte, aber uns nicht zu helfen wüßte? Lieber verkürze denn die Schmeicheley, von welcher Art sie auch sey, lange Tæge und lange Nächte.

XLV.

Scheinredliche, Scheinpatrioten werfen sich zu der Zeit auf, wo der *Luxus* schon unheilbare Wunden geschlagen hat. Die so genannten *Wahrheiten*, die sie sagen, sind, wo nicht *Pasquillen*, doch *moralische Impertinenzien*. Nun soll die Reihe an sie kommen; nun wollen sie herrschen. Da es ein Vergnügen ist, da Grobheiten mit aufgerichtetem Körper sagen zu dürfen, wo man sonst auf allen vieren kriechen müssen; so würden Legionen solcher affectirter Hof-Sprache angezogen kommen, wenn nicht Eifersucht unter ihnen selbst, und Gegenwirkung von

der andern Seite, noch einen Halt machten. Diese Leute sind von der Art, daß sie im Anfange eben so, wie andere, kriechen; aus kleinen Fehlern Todtfünden machen; den bösen Minister fürchten, und ihm dienen, wie Leibeigene; den redlichen, aber ihrer Bosheit nicht gewachsenen, Diener des Fürsten hingegen mit Füßen treten. Es können auch unter den Redlichen sich herzhaftere Männer finden, die aber den Geschäften nicht gewachsen sind, und mehr Unheil durch eine so dumme, als ungestümme Redlichkeit anrichten, als ein erzböser Minister, der aber die Geheimnisse des Staates besizet, und bey aller seiner Bosheit doch Rücksichten haben muß, anrichten würde, wenn man ihn auch fort gewähren ließe. Ich kan hier nicht ausführen, auf wie vielerley Arten sich solche grobe Wahrheitsprediger zuletzt in Schmeichler, und kriechende Slaven verwandeln; aber gewiß ist es, daß durch bescheidene Leute, die dem Werke einer Hauptreformation auch nicht gewachsen sind, doch noch durch Mäßigung und Verminderung des Uebels der Folgen mehr nützliches gestiftet werde, als durch solche, es auch redlich meinende ungeschliffene Cabinetsprediger, von welchen auch oft durch die größten Martern kein Raht

erzwungen werden könnte, wie nur im Kleinsten eine Verbesserung systematisch anzubringen sey.

XLVI.

Die Rechte des gemeinen Verstandes werden allenthalben miskennet. Der Herr miskennet sie, oder der *Souverain*, welchem ein unvollkommener Begriff von einer Regierungskunst, nemlich von einer Art zu regieren, die *als eine Kunst* erlernet werden könnte, beygebracht worden, anstatt dafs er nur Nachrichten von dem ganzen Zusammenhange hieher gehörriger Dingen auf eine ungezwungene Art, in der gemeinen natürlichen, nemlich ungekünstelten Sprache, und also erlangen sollen, dafs er immer dabey mit gedacht hätte; ja, anstatt dafs er nur wie ein *Alcibiad* von einem *Socrate* gefragt werden sollen. Die Rechte des gemeinen Verstandes miskennet nicht minder derjenige, der in der Schule zum Minister gebildet worden; den besten Unterricht von dem wahren Wehrte der Gelehrsamkeit aber in dem *socratischen* Gespräche: *die Nebenbuhler*, gefunden haben würde. Hier zeigt sich deutlich der schädliche Einfluß der Pedanterey in das gemeine Wesen. Aber, wie wird zugleich das Wort: *Pedanterey*, mis-

braucht? Gründliche, aber ungelehrte Männer, kommen nicht an, und trauen nicht zu reden, weil der Gelehrte eine Vermutung für sich hat, welcher sie ihr Recht lassen müssen. Der *solide* Gelehrte würde hingegen diesen Ungelehrten zu Hülfe kommen, und Gelehrsamkeit und Ungelehrsamkeit würden sich glücklich versöhnen; aber wie unglaublich selten sind wahre Gelehrte? Es werfen sich viel mehr in der gelehrten Welt, wie in der politischen, *novi homines* auf. Als Schriftsteller schmeicheln sie dem Geschmacke ihrer Zeit, und Gelehrte, von welchen sie wieder gelobt werden können, ziehen sie durch die gröbste Schmeicheley auf ihre Seite. Sie schlagen sich zur stärksten Parthie: alle Zeitungschreiber beehren sie mit hoflichen Briefen, und auch wohl kleinen Geschenken. Aber auch so, wie fast allenthalben der Beyfall eines Stückes auf der Bühne von Ränken abhængt: so haben sie ihre auf mancherley Art gewonnene Leute, die in Gesellschaften das Glück ihrer Schriften befördern. Doch dieses ist nur das kurze Glück eines Armen, der das beste Loos in einer Lotterie gewonnen, darauf übermütig wird, und durch Unverstand oder Verschwendung wieder zurück in sein voriges Elend kommet.

Man kennt, man überlebt des Nachruhms Ewigkeiten,
Die der Gelehrten Schaum, die Schmeichler unsrer
Zeiten,

Einander ohn Erröthen weihn.

Klüger sind die gelehrten Windmacher, die sich vor dem Schreiben hüten. Das sind, unter den Gelehrten, die *novi homines* von der andern Art, *qui, ut vim suam intelligunt, ita & vitia non ignorant, habiliq; velut fuco se tegunt, ne cui, saltem e vulgo, sit aditus ad naevorum suorum contemplationem.* Hier muß ich etwas stehen bleiben. Diese Leute hüten sich sorgfältig für Aemter, wo anhaltende und zumal einfoermige Geschäfte sie nothwendig bekannt machen müßten; oder. wo die Mannigfaltigkeit vorkommender Geschäfte ihnen gleich gefährlich wäre. Wie artig machen sie es aber nicht? *Apud militares viros, aut ignaros vetustatis, de divinis rebus agunt, de ritibus antiquorum, de populorum gentiumque origine ---- Cum iis, quos lychni umbraeque scholarum rudiores ad civilis gubernationis disciplinas faciunt; de populorum et imperiorum fatis, de principum genio, disputant, neminem denique in sua arte lacesunt.* Barclai in Satyric. Das letztere trifft zu grossem Glücke nicht allemal zu.

XLVII.

Tiberius nahm die Opfer seiner Schmeichler als Bekännnisse ihrer Slaverey mit Vergnügen an; er selbst war nicht betrogen, und kannte sich. *Tacitus* hat die Staats- oder Hof-Schmeicheleyen fast systematisch gesammelt. Mehr als einen Monarchen haben sie um Crone und Leben gebracht. Das Geständniß eines chinesischen Kayfers, das er auf seinen Talar geschrieben hinterlassen, fällt mir nicht zuerst hierbey ein. Eine Staatschmeicheley ist es, wo der Minister den Fürsten um Raht fraget, und von ihm da unterrichtet werden will, wo er nur seine Befehle in den Fällen vernehmen sollte, welche die gesunde Vernunft schon bestimmt hat. Eine Staatschmeicheley ist es, wo einem Regenten grössere Begriffe von seiner Herkunft, Macht und Rechten beygebracht werden. Eine Staatschmeicheley ist, wo ein Ruhm erdichtet wird, den er bey Auswärtigen erlangt haben soll; wo man ihn mit wahren oder erdichteten Fehlern und andern Umständen anderer *Souverains* also unterhält, daß er glauben müsse, er sey, oder er mache es viel besser. Eine Staatschmeicheley ist es, wenn man ihm den schlimmen Zustand seiner Sachen verhehlet.

XLVIII.

Die Slaverey macht furchtsam, träge, argwohnsich. Der Regent findet nirgendwo einen aufrichtigen Raht mehr; der Staat gleicht einem verwaysten Kinde ohne Vormünder. Was würde der nehmliche *Plinius*, wenn er jezt herum reiste, sagen, der zu jener Zeit so rührend klagte? „*idem perspeximus Curiam; sed Curiam trepidam & elinguem: quam dicere, quod velles, periculofum; quod nolles, miserum esset? Eadem mala iam Senatores, iam participes maiorum, multos per annos vidimus, tulimusque, quibus ingenia nostra in posterum hebetata, fracta, contusa sunt.*“ Unter vielfachen Gestalten würde *Plinius* dieselben Zeiten wieder finden, und bevorstehende Revolutionen voraus sagen.

XLIX.

Eine politische Selbstschmeicheley ist es, wenn man sich überredet, der so genannte *Miles perpetuus* mache wenigstens die innern Revolutionen unmöglich. Diese sind gar mancherley; ihre Quellen sind gar verschieden, und mit einem Worte, die Umstände entscheiden hier. Wo die

Wo die Gährung allgemein ist: da verhält es sich ganz anders, als mit ungefähren Aufläuffen und Tumulten. Denn eine allgemeine Gährung ist lange vorher vorbereitet; es hat solche andaurende Urfachen. Verbindungen, Verabredungen, Verschwörungen mit einem Worte, wovon viele Tausende wissen, können auch geheim bleiben. Die Sicilianische Vesper ist nur eine Kleinigkeit gegen die Verschwörung, welche *Mithridates* wider die Römer angerichtet hatte, die in einem nehmlichen Tage, und in einer nehmlichen Stunde in ganz *Asien* niedergemacht wurden. Als sich bey den *pannonischen* und deutschen Legionen ein Aufuhr anspenne; wäre *Tiberius* nicht verlohren gewesen, wenn in *Rom* eine gleiche Gährung gewesen wäre?

L.

Man wende nicht ein, das *Militare* sey jezt auf einen bessern Fuß eingerichtet. Die Römer hatten ihre strenge Kriegszucht, ihre Subordination, ihre Centurionen, ihre *Tribunen* und *Legaten* oder Generals. --- Aber außer Empöerungen finden sich noch ganz andere Arten von Revolutionen. Ein Land verarmet; es entvölkert sich, und die zurückbleibenden sind zu kraftlos,

um das zu leisten, was man von ihnen fordert. Die Neigung zu dem Staate, dessen Bürger sie durch die Geburt geworden, zu der herrschenden Familie, oder dem Regenten und seinem Hauſſe, den eigenthümlichen Sitten und Geſetzen, erkaltet; der Abscheu vor der Abhängigkeit von einem Fremden vermindert sich, und mit einem Worte, kein Schatten einer Vaterlandsliebe bleibt mehr übrig; alles sinket, alles fällt in eine tiefe Schlaffucht.

L I.

Ehe der sogenannte *Miles perpetuus* aufgekomen war, stunde es um manche Reichstän-
de besser. Die Landstände --- doch genug hiervon. Aber ein Reichstand hindert das Commerz des andern, und ganz Teutschland leidet. Particularpersonen werden übermäſſig reich --- Schiffe schwimmen auf dem Meere, mit teutschen *Emigranten* oder angeworbenen Soldaten überladen. Je länger, je abhängiger werden wir von fremden Nationen, aber nicht noch etwan mit der Art Vorthail, wie *Portugall und Spanien*. Die nehmliche *Unitas Territorii*, welche aus der Verbindung der VII. Holländischen Provinzen, und der XIII. *Cantons* der Schweiz entspringet,

solte auch von der Verbindung der Reichsstände mit dem höchsten Reichsoberhaupte auf eine noch bessere Art das *Resultat* seyn. Aber in der That wird nach diesen Principien nicht gehandelt. Jeder Reichsstand macht vielmehr die eigennützigste Einrichtungen in seinem grössern, oder kleinern Staate, gleich als ob er ausser dem Zusammenhange mit dem ganzen übrigen Teutschlande wäre. Wie manche Häuffer sind tief in Schulden versunken? Wie kan dieses ohne Folgen seyn? Mit welchen Augen sind verschiedene grosse Successions- und Anwartschafts-Fälle zu betrachten? Was prophezeit ein getheiltes Religions-Interesse? Wie weit wird die Sache nicht getrieben?

Es kan unmöglich also länger bestehen. Das catholische Teutschland denket indessen viel gelinder. Die päbstliche Gewalt in Teutschland ist einer Mäßigung fähig. Mehr als ein *Febronius* drohet dem Römischen Stuhle wenigstens mit einer allgemeinen *Gallicanischen* Kirchenfreyheit, und wo nicht so bald in dem ganzen catholischen *Europa*; doch in Teutschlande. Das *Jesuitische* wahre, oder theils angedichtete, politische System scheinet seiner Periode am näch-

sten zu seyn. Aber sollte das protestantische Kirchenwesen keine Revolution zu gewarten haben, an welcher die Catholiken nicht einmal nothwendigen Antheil hätten? Mich deucht --- Doch ich gehe nicht weiter ---- Ich sehe
Herrnhut.



Creutz, Friedrich Karl Kasimir <<von>>,

Neue Politische Kleinigkeiten

Frankfurt am Main 1767

Bamberg, Staatsbibliothek -- .41 G 29#1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11408246-6

VD18 1055534X-004